Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit
6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld
für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt
9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,

(Fürstenfeldergasse Nr. 8.)

Der Armuth Leid und Glück.

Zweiter Theil.

Der Armuth Leid und Glück.

Roman

von

Julie Burow.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1857.

Erstes Capitel.

Auf Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen, trag' ich dich fort —
Fort, nach den Ufern des Ganges,
Dort weiß ich den schönsten Ort.
Da blüht ein rothblühender Garten
Im Abendsonnenschein,
Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.

Es war Abend. In einem prächtigen Saal, dessen Wände aus einem hellblau schimmernden, glänzend polirten Stuckmarmor bestanden, saß an einem prächtigen Flügel die schöne Hermione und sang. Die Wunderworte Heine's und die Wundertöne Mendelssohn's flossen über die wundervollen Lippen, wie die Perlen eines Springbrunnens aus goldener Schale. Sie trug ein Kleid von schwarzem Sammet, das die Büste

eng umspannte und in reichen Falten von der Taille zum Fußboden niederfloß. Die Aermel weit und offen, waren bis zur Schulter aufgenommen, so, daß der blendende Arm sichtbar und seine Weiße noch durch die dunkle Verhüllung hervorgehoben wurde. Um den Nacken trug sie einen Schmuck von Perlen, so kostbar, daß die jährlichen Zinsen des Capitals ausgereicht hätten, einen Jüngling von bescheidenen Ansprüchen auf der hohen Schule zu ernähren. Ihr blondes, reiches Haar hatte noch immer seinen frühern Glanz, ihr Auge strahlte noch immer in der Bläue und Klarheit des Saphirs.

Hermione war jetzt in ihrer reichen und vornehmen Umgebung noch ganz dasselbe schöne, stille und kühle Weib, das sie einst in dem armen, kleinen Häuschen als Bergenau's Gattin gewesen.

Außer ihr befanden sich noch zwei Damen im Zimmer. Eine von diesen, die Räthin Wender, war soeben angekommen. Sie kam direct von Paris, wo sie den letzten Winter zugebracht hatte. Die andere gehörte zur Familie Hermione's, es war die verwitwete Fürstin Moroschin, die Mutter von Hermione's zweiten Gatten.

Madame Feodorowna Moroschin war eine

vornehme Dame, ganz nach russischem Zuschnitt. Sie war klein, hatte blondes Haar, das an den Schläfen ein wenig ins Grau spielte, und dort in zierlichen Locken unter einer sehr eleganten pariser Haube hervorkam. Ihre Züge, sehr fein geschnitten und äußerst beweglich, waren einst gewiß schön gewesen, jetzt wurden sie dadurch entstellt, daß Feodorowna früh ihre Zähne verloren hatte, wodurch der Mund eingefallen und das Kinn vorgeschoben war. Sie war reich in silbergrauer Moire gekleidet und trug auf der Brust an einem blauen Bande ein großes Kreuz von Diamanten als einzigen Schmuck. Ihre Hände, sehr weiß, sehr fein und gepflegt, lagen ganz mit dem Ausdruck gewohnten Müßiggangs in ihrem Schooße, und ihre kleinen Füße ruhten auf einem Kissen von reicher Stickerei.

Sie sprach sehr lebhaft mit der Räthin, die Unterhaltung wurde französisch geführt.

„Madame sind gütig gegen uns“, sagte die Fürstin, „Sie vergessen in ihrem bewegten Leben uns arme Einsiedlerinnen nicht.“

„Ich habe es Ihrem Sohne versprochen, Durchlaucht, und ich halte mein Wort jeder Zeit. Bin ich doch überdies ein solcher Zugvogel, daß

die Reise hierher, oder an welchen Ort der Welt es sonst wäre, für mich keine Beschwerde ist, zudem empfand ich eine wahre Sehnsucht, den Fürsten und seine Gattin wieder zu sehen und wäre wahrlich in diesem Jahre auch ohne Versprechen hierher gekommen."

Die Prinzeß verbeugte sich verbindlich. „Zu gütig, zu gütig, Madame! Mein Sohn mochte auf seinen Gütern in der Krim nicht bleiben, seiner Gemahlin wegen, die der Landessprache nicht mächtig ist, auch nur wenig französisch spricht, und so also von jeder Unterhaltung ausgeschlossen und nur auf ihren Gemahl angewiesen war. Hier trifft man doch schon bisweilen deutsche Domestiken, die zwar ungern neben unsern leibeigenen Dienern leben, und sich ihre Dienste sehr hoch bezahlen lassen. Es ist indeß dem Fürsten, wie Sie wissen werden, für seine Gemahlin nichts zu kostbar."

„Er liebt sie außerordentlich", sagte die Räthin mit ihrem gewöhnlichen, spitzen Lächeln.

„Wie Othello, Madame. Alexis ist eifersüchtig, und darum geht er auch nicht nach Petersburg, wo die Prinzeß durch ihre Schönheit und durch ihr Talent ungemeines Aufsehen erregen würde. Sie war Schauspielerin? nicht so, Madame?"

„Nein, Durchlaucht, sie war die Gattin eines früher berühmten Musikers, sie selbst ist nie öffentlich aufgetreten, obwol sie jedenfalls durch ihre Stimme und ihre Schönheit auf der Bühne ihr Glück gemacht hätte. Sie ist, so viel ich weiß, die Tochter eines berühmten Malers. Ich lernte sie in E. kennen, wo ich Besitzungen habe. Sie gab damals einige Gesangstunden in sehr reichen Häusern und erhielt dadurch größtentheils ihre Familie. Ihre Schönheit, ihr Talent, ihr abgeschlossenes Wesen zogen mich sehr an. In meinem Hause, Durchlaucht, lernte Ihr Sohn sie kennen."

Die Damen hatten leise geplaudert, wie man es gewöhnlich thut, wenn musicirt wird. Musik scheint in Gesellschaft meistens nur beliebt zu werden, zur Auffrischung der Conversation. Hermione's Gesang wäre schon werth gewesen, daß man ihm einige Aufmerksamkeit geschenkt, doch ist dies ein für allemal nicht gewöhnlich, und es scheint eine baare Unmöglichkeit zu sein, daß man schweigt, wenn musikalische Töne die Luft durchzittern. Damen und Kanarienvögel lieben es sehr, ihre Stimme durch andere Töne verdecken zu lassen.

Als Hermione schloß und vom Flügel aufstand, schwiegen auch die Plaudernden. Die Räthin Wender blickte an ihr empor, erstaunt fand sie das schöne Angesicht fast ganz unverändert. Die Zeit glitt leise über diese Züge hinweg und drückte auch nicht ihre kleinste Spur auf die Rosen dieser Wangen. Die Prinzeß Moroschin in ihrer einfach prächtigen Toilette war dieselbe classische Schönheit, wie Hermione Bergenau in ihrem weißen Kleidchen.

Das schöne Götterbild ordnete mit sorglicher Hand den Sammet der Robe, bevor sie sich in einen der Armstühle langsam niederließ, und schnippte mit dem länglichen, rosigen Finger ein Stäubchen von ihrem Aermel.

„Sind Sie in E. gewesen, Frau Räthin?" fragte sie langsam.

„Nein, Durchlaucht, ich konnte meine Reise so nicht arrangiren. Ich komme von Paris, mußte aber Prag nothwendig berühren und nahm so meinen weitern Weg hierher über Brody und Bialystock."

„Das ist sehr traurig für mich, ach, sehr traurig, ich höre so wieder nichts von meinen Kindern."

„Haben Sie lange keine Nachricht von ihnen, Durchlaucht?"

Hermione hob das Spitzentuch an die Augen, die sich mit großen Thränen füllten. „Sie schreiben ja nie, niemals an mich", sagte sie und ihre Stimme zitterte bemerkbar.

„Meine Tochter", sagte die ältere Dame sehr langsam in französischer Sprache zu ihr, „es ist gut, daß mein Sohn nicht anwesend, Sie wissen, wie sehr unangenehm ihm diese Erinnerungen sind."

Hermione faltete die Hände und hob sie langsam gegen ihre Schwiegermutter empor, indem sie sehr leise, aber mit sehr bewegtem Tone sagte: „Madame, Madame, Sie sind ja auch eine Mutter, Sie werden Mitleid mit einem Mutterherzen haben." Dann stand sie auf und ging aus dem Zimmer.

Sie ging die prächtige Treppe hinab, und obgleich ihre Augen voll Thränen hingen, so blickte sie doch aufmerksam auf ihre Kleider und hütete sorglich deren Säume. Es ist wahr, die Treppe in aller ihrer architektonischen Schönheit und von oben bis unten geschmückt mit blühenden Blumenkübeln, entbehrte eines Schmucks, der in Hermione's kleinem Hause nie gefehlt hatte — sie war

nichts weniger als sauber und Besen und Wisch-
lappen hätten ein Wort zu seiner Zeit mit den
breiten Marmorstufen sprechen können.

Sie ging in den Garten. Es war ein herr-
licher Garten, den ihr schöner Fuß betrat, man
hätte wol glauben können, daß das Gefühl des
Besitzes, die Seele Hermione's hätte erfreuen
müssen. Vorn, dicht bei dem Wohnhause, am
Fuß der breiten Freitreppe, die ebenfalls schön
mit blühenden Topfgewächsen geschmückt war, lag
ein kleines Blumenparterre, auf dem jetzt eben die
Hyazinthen in aller Pracht prangten, und ihren
balsamischen Hauch in die milde Frühlingsluft
ausgossen.

Hinter diesem breitete sich das sammetne Grün
einer Wiese, aus deren zartem Rasen einzelne
Baumgruppen von wunderbarer Schönheit gen
Himmel strebten. Hier lehnten zwei weißstämmige
Birken sich an eine schlanke, stolze Edeltanne und
mischten ihr feines Grün unter die dunkeln Nadeln
ihrer Nachbarin, während ein Ahorn seine Zweige
an der andern Seite derselben ausbreitete, in des-
sen goldgelben Blütendolden eben zahllose Bienen
summten und surrten.

An einer andern Seite wölbten Akazien, Erlen

und Weiden mit silbergrau schimmernden Blättern ihr Laub zu einer schönen Kuppel, während wieder an einer andern Stelle, roth- und weißblühender Dorn, Flieder, Spierstaude und Liguster, dicht verschlungene Schirmwände bildeten. Unter jeder Baumgruppe, im Schatten jeder Schirmwand standen geschnitzte Sessel oder Bänke, nebst Tischen mit Marmor- oder Sandsteinplatten, auch Sophas, zierlich aus Weiden geflochten. Ein Korb, aus dem Blumen in üppigster Fülle emporblühten, war vor jedem dieser Ruhesitze in den Rasen eingefügt, er schien bestimmt Jedem, der dort träumen mochte, seinen würzigen Duft als Liebesgabe darzubringen und von diesen lieblichen Plätzchen hatte das Auge eine freie, weite und freundliche Aussicht, bald nach dem Strom, bald nach dem Schloß, bald nach dem Dörfchen, dessen elende Häusergruppen, sich aus dieser Entfernung und verhüllt von dem Frühlingsgrün und den letzten Blüten der Obstbäume sehr malerisch ansahen.

Zu einem dieser Plätzchen lenkte Hermione ihre zögernden Schritte. Sie hatte das verborgendste von allen gewählt, eine Steinbank, fast ganz verhüllt von den niederhängenden Zweigen

zweier Eschen und eingehegt mit einer Schirmwand von Rosen, die jetzt erst zu knospen begannen, deren verschieden gestaltetes Laub aber bereits dicht und grün war.

Hier setzte sie sich nieder. Die schöne Göttin des schönen Ortes. Eine Nachtigall sang über ihr in den Zweigen der Eschen und zu ihren Füßen schaukelten sich auf schlanken Stengeln hundert farbige Tulpen, und wiegten ihre Köpfchen im Hauche der Lenzluft. — Sie setzte sich nieder um zu weinen, so sehr, so bitterlich, wie sie nie geweint hatte in Bergenau's armer Häuslichkeit. Damals konnten ihre Thränen meistens durch eine kleine Geldsumme getrocknet, ihr Schmerz beschwichtigt werden. Nicht blos beschwichtigt, sondern geradezu in helle Freude verwandelt. Zwei, drei Thaler ehrlich erworbenes Stundengeld, das ihr zufällig eine Schülerin zusandte, eine ähnliche Summe auf die zu einer andern Zeit Bergenau sich besann, der ihr den Ertrag seiner unregelmäßigen Arbeiten einmal abzuliefern vergessen hatte, reichten hin, sie auf mehre Tage glücklich zu machen. Eduard konnte die nothwendige Weste bekommen, Gertrud ein paar neue Schuhe für den Sonntag. Freilich

das Umschlagetuch, dessen sie bedurfte und die neuen Stiefeln für Bergenau konnten immer noch nicht geschafft werden, aber sie ließ die alten Stiefeln sehr sorglich flicken und stopfte noch einmal die feinen Löcher in ihrem schottischen Shawl, und es sah anständig aus und ging wieder für ein Weile.

Jetzt — alles Gold der Erde hatte nicht die Macht, den Schmerz einer Mutter zu beschwichtigen, die sich von ihren Kindern vergessen sieht.

Sie saß an dem schönen Plätzchen, sie trug ein Kleid von Sammet, sie konnte mehr Gold an einem Tage wegwerfen, als hingereicht hätte, ihre Kinder und deren Vater für einen Monat anständig in allen ihren Bedürfnissen zu unterhalten. Sie war schön, vornehm und geliebt, ach, aber glücklich war sie nicht!

Sie weinte heftig. Hier hoffte sie ihre Thränen unbemerkt vergießen zu können, sich einmal so recht aus Herzensgrunde auszuweinen, das war der höchste Genuß, den sie in ihrer zweiten Ehe sich gestatten konnte, der höchste und der verbotenste. Alexis Moroschin, ihr jetziger Gatte, haßte nichts so bitter und furchtbar als die Thränen, die sie der Erinnerung an ihre erste Ehe weinte.

Es waren sieben Jahre vergangen, seit die Frau des Violinisten Bergenau von ihrem Gatten die Trennung ihrer Ehe gefodert. Sieben Jahre, seit sie die Häupter ihrer Kinder nicht gesehen und keine Nachricht von ihnen bekommen hatte, als die sehr unvollkommene, welche Nanni ihr von Zeit zu Zeit gab.

Sie hatte während dessen nicht unbedeutende Geldsendungen durch Nanni's Hände an ihre Lieben gehen lassen. Sie wußte, daß Nanni und Bergenau getraut waren, und daß die erstere ihren Kindern eine Schwester gegeben. Es hatte ihr dies ein gar seltsames, unheimliches Gefühl erregt, und der Gedanke, daß Nanni über ihre kleine, süße, herzige Gertrud jetzt mütterliche Rechte ausüben könne, kam ihr ganz unglaublich vor. Sie fühlte, ihr eigentlicher Platz auf dieser Welt sei neben ihren Kindern, und der Reichthum, den sie mit ihnen nicht theilte, die Genüsse, welche ihr fern von ihnen geboten wurden, hatten mit jedem Tage mehr ihren Reiz für sie verloren. Jetzt hatte sie seit länger als vier Monaten keine Zeile von Nanni erhalten. Sie hatte schon vor ziemlich geraumer Zeit die Geldsumme, die sie ihr vierteljährlich zuzuschicken gewohnt war, an sie abgehen

lassen, und noch war der Eingang derselben nicht angezeigt.

Ihre Thränen flossen unaufhaltsam bei dem Gedanken an alle Möglichkeiten, die ihre ferne Familie getroffen haben könnten. Das Wiedersehen der Räthin Wender, die am vorigen Abend angekommen, hatte ihre Sehnsucht nach den Abwesenden noch höher gespannt. Das Gesicht dieser Frau, das sie gekannt als sie noch neben ihrem Eduard, ihrer Gertrud leben und für sie sorgen durfte, erinnerte sie so brennend an die Vergangenheit, die ihr damals arm und traurig, jetzt namenlos und unbeschreiblich glückselig erschien. Sie entsann sich der Tage, wo das schöne Kaffeeservice der Räthin Wender ihr so begehrenswerth erschienen, wo der gepolsterte Wagen der reichen Dame ihren Augen als eine Art von ambulantem Göttersitze vorgeschwebt, wo sie an die goldenen Knöpfe der Gardinen im Gartenhause der Räthin, allerhand Träume von ungeheurer Pracht und fabelhaftem Glück geknüpft.

Sie besaß jetzt das Alles, ja sie besaß vielmehr, und sie mußte sich sagen, daß es sie nicht einen Tag, nicht eine einzige Stunde erfreut hatte.

Wie sie so dasaß, leise und still weinend, hörte sie hinter der Rosenwand Tritte. Konnte das ihr Gatte sein? Sie trocknete hastig ihre Augen und hauchte auf die Ecke des feinen, goldgestickten Battisttuches, die Spur ihrer Thränen zu vertilgen. Alexis durfte sie nicht sehen. Er konnte schrecklich sein, wenn er glaubte, sie weine um Bergenau.

Es war aber nicht der Gefürchtete, es war die Räthin, die sich mit leichten Tritten dem Sitz Hermione's näherte und sich lächelnd neben ihr niederließ.

„Endlich, endlich finde ich Sie allein, theure Freundin", sagte sie, und schlang ihren Arm um Hermione's elastische Taille. „Durchlaucht, Ihre Frau Schwiegermama scheint es sich zum Gesetz gemacht zu haben, Sie nie zu verlassen."

„Es ist eine gute Frau, die Mutter des Fürsten", entgegnete Hermione. „Anders freilich, als Frauen in Deutschland und in meinem Stande, aber andere Länder bringen auch andere Sitten mit sich. Sonst habe ich mich immer sehr gewundert, daß die Dame niemals nähte oder strickte, oder zeichnete und dergleichen, wie dies bei uns in jedem Hause geschieht, sondern den ganzen

Tag Patience legte und Abends mit dem Popen oder dem Fürsten Piquet oder Schach spielt. Jetzt wundert michs weniger. Ich habe nun auch gelernt ohne eine Arbeit zu sitzen, mit den Händen im Schoos den Saum von meinem Taschentuch zu betrachten, den ich nicht selbst genäht habe. Ein Vergnügen ist das freilich nicht. Patience lege ich aber gern, ich habe so viel zu denken, was in der Ferne geschehen kann, und wenn die Patience zutrifft, so freut michs in der Seele."

„Theure Frau", sagte die Räthin und nahm Hermione's schöne Hand in die ihrige. „Ich gestehe, ich habe mich wie ein Kind auf den Augenblick gefreut, wo ich Sie wiedersehen, wo ich Sie in Umgebungen treffen würde, die Ihrer so würdig sind und Sie beglücken müssen."

Hermione seufzte unwillkürlich und die zurückgehaltenen Thränen wollten gewaltsam hervorbrechen. Sie überwand sich indeß und entgegnete mit leiser Stimme: „Es wäre schon Alles gut und schön, wenn Sie nur über C. gegangen wären, und mir Nachricht von meinen Kindern brächten."

„Begleiten Sie mich auf meiner Rückreise, theuerste Hermione, und sehen Sie selbst, wie es

Denen geht, deren Wohl Ihnen so sehr am Herzen liegt."

Ein glühendes Roth flog über Wange und Stirn der schönen Frau. Der Gedanke, ihre Kinder wieder zu sehen, hatte etwas Entzückendes, das selbst ihr so ruhig fließendes Blut plötzlich in Fieberwellen schlagen ließ. Ach, sie wußte nur zu gut, daß dieser Gedanke nie zur Wirklichkeit werden könne.

„Ich darf das nicht, Frau Räthin, ich darf nicht", sagte sie, und eine heiße Thräne fiel auf den Sammet ihres Gewandes, ohne daß sie auf den Fleck merkte, den der verrätherische Tropfen da hervorbringen mußte. „Aber ich werde schon glücklich sein und Gott preisen und Sie tausendmal segnen für alles Gute, was Sie mir erwiesen, wenn Sie über E. gehen, meine Kinder aufsuchen und mir schreiben wollen, Sie selbst, theure Freundin, wie es den Meinen geht. Ach, lieber Gott! meine Gertrud ist nun bald siebzehn Jahre, sie muß schon confirmirt werden. Ich habe, ach, seit so langer Zeit schon für sie gestickt. Ihr Taschentuch zur Einsegnung, ein schönes, weißes Mullkleid, Alles, Alles, was ein junges Mädchen braucht. Schicken konnte ich ihr

es nicht. Es war nicht möglich. Bergenau und Alexis würden beide es nicht gelitten haben. Alexis würde außer sich sein, wenn er wüßte, daß ich immer heimlich für meine Kinder arbeite und Bergenau würde ja das ganze Packet zurückschicken. Es ist sehr schlimm, Frau Wender, die Frau zweier Männer zu sein."

Die Räthin konnte ein Lächeln über Hermione's seltsame Aeußerung nicht unterdrücken.

„Man hat oft schon zu viel an einem", sagte sie mit leisem Kopfnicken. „Ihre Bestellungen an Ihre Kinder will ich aber gern übernehmen und pünktlich und verschwiegen ausrichten."

„Sie müssen es vor Alexis und vor Bergenau verbergen, vielleicht auch vor dem Eduard, liebe Freundin. Er war ein stolzer Knabe, und er sah es damals wol nicht ein, daß ich es ja gut meinte, als ich den Prinzen heirathete."

„Hat Ihr erster Gatte wirklich nie Geldunterstützung von dem Prinzen angenommen?"

„Er selbst nie! Alexis hat auch jetzt befohlen, ihn seinem Schicksal zu überlassen. Den Kindern habe ich freilich Manches zukommen lassen durch Nanni, aber sie haben mir nie gedankt, nicht einen einzigen Brief haben sie mir ge-

schrieben in diesen sieben Jahren. O, das ist traurig!"

„Sie sind jetzt Gattin eines Mannes, der Sie vergöttert, seine Liebe wird sie gewiß trösten, für die Entbehrung Ihrer Kinder."

Hermione schüttelte schwermüthig das schöne Haupt. „Alexis behauptet, ich sei kalt wie Schnee und nicht zur Liebe zu erwärmen", sagte sie mit trübem Lächeln, „und ich denke, er hat ganz recht. Ich kenne und verstehe viele Dinge nicht, die andere Menschen thun und treiben, und ich habe viele Wünsche nicht, die Andere hin und her jagen. Als ich noch arm war, wünschte ich mir oftmals Reichthum. Ich liebe so sehr schöne und glänzende Dinge. Ich mag Alles gern sauber und ganz hübsch um mich haben. Es graut mir vor Schmutz und Wust. Jetzt bin ich reich, aber das, was ich besitze, womit Alexis und seine Mutter mich überschütten, ist mir gar nicht wie mein rechtes Eigenthum. Als Bergenau's Frau, wusch und plättete ich meine Kleider von Kattun oder Mousselin selbst. Ich steckte die Gardinen zurecht und besserte und wendete den Ueberzug von unserm Sopha. Wenn ich dann Alles fertig hatte und es hübsch aussah, da hatte ich meine

Freude. Ich bildete mir damals ein, die müsse noch viel, viel größer sein, wenn ich Alles aufs beste und prächtigste haben könnte. Ach, Gott, das war der schlimmste Irrthum meines Lebens. Die prächtigen Vorhänge, die reichen Möbel gehören mir ja gar nicht! Ich habe nichts damit zu thun, ich habe sie nicht erworben, ich darf sie nicht durch meine Aufmerksamkeit im Stande erhalten, es ist nicht meine Sache und Sorge sie neu und gut anzuschaffen, wenn sie verdorben sind. Was geht mich da ihre Pracht an? Ich habe keine Freude und keine Ehre davon, und wenn ich die Dinge alle, die ich nun täglich um mich sehe, recht betrachte, kommen sie mir gar nicht mehr so schön vor. Man gewöhnt sich an Das, was glänzt so bald und hernach ist es gleichgültig! Ob ein Ding hundert Thaler kostet oder wenige Groschen, das wird einem gleich, wenn man um die hundert Thaler weniger zu sorgen hat, als um die zwei Groschen. Hat man sich ein Ding für wenige Groschen mit Mühe angeschafft, dann ist es einem so viel werth, als die Mühe, die man darauf verwendete. Geht man mit den Dingen im Hause täglich um, indem man sie reinigt, abstäubt, ausbessert, dann gehören sie

uns eigentlich erst, sie werden uns wie Freunde, denen man Gutes gethan. Warum liebt man denn seine Kinder über alle Maßen, und mehr als Alles in der Welt, doch nur, weil sie uns über alle Maßen und mehr als Alles in der Welt Mühe, Sorge und Schmerz gemacht. — Ach, Frau Räthin, die Mühe, die wir uns um eine Sache geben, gibt ihr erst ihren Werth, begründet unsere Freude an ihrem Besitz. Glauben Sie mir, mein weißes Mousselinkleid mit den drei Volants, mein bestes Staatskleid, als ich noch Frau Bergenau hieß, war mir viel lieber und kam mir jedesmal, wenn ich die feinen Löcher, die es allmälig bekam, wieder gestopft hatte, tausendmal schöner vor, als jetzt meine Sammet- und Seidenroben, meine pariser Kantenkleider, und all die kostbaren Sachen zusammengenommen. Ich denke den ganzen Tag nicht zweimal an den Plunder, es ist mir innerlich so, als gehörte das Alles meiner Kammerjungfer, die es bügelt, ausstäubt und mir hinreicht und wieder abnimmt, und als hätte ich jedes Stück von ihr nur eben zum Anziehen geliehen."

Die Räthin fühlte den tiefen, bittern Ernst dieser seltsamen Klage. Sie konnte ihn fühlen,

war sie doch selbst arm gewesen und reich geworden und hatte die ungeheure Verschiedenheit im Gefühl des Besitzes von erworbenem und erarbeitetem Gut und von dem, was uns mühelos zufällt, durchgemacht. Sie konnte sich vorstellen, daß in Hermione's stiller, leidenschaftloser Seele, bei einer Frau, die wie sie, flügellos der Spinne und Ameise gleich, nur der Arbeit gelebt, der Wechsel an Gefühl vom Werth des Besitzes noch viel bedeutender sein müsse.

Freundlich drückte sie die Hand der Freundin und sagte tröstend: „Wie wenig Werth diese Reichthümer für Sie indeß auch haben mögen, sie kommen aus der Hand der Liebe und tragen wesentlich dazu bei, Ihrer hohen Schönheit Dauer zu geben. Ihre Toilette, die nicht blos glänzend und kostbar, sondern vom besten Geschmack ist, erhält Sie schön und Ihre wandellose Schönheit erhält Ihnen das Herz Ihres Gatten; aus diesem Gesichtspunkte wird Ihnen der Werth Ihres Schmuckes einleuchten.“

Hermione zuckte die Achsel. „Der Prinz liebt mich viel zu sehr“, sagte sie leise und einen raschen Blick umsichwerfend. „Ich wollte, er liebte mich weniger und ließe mich in meiner

Weise sein und leben, es wäre besser für mich und ihn."

„Das war unverständig gesprochen, theure Freundin", entgegnete Frau Wender, ihre feine Hand auf die Schulter der schönen Sprecherin legend. „Liebe ist nicht nur der höchste Besitz des Weibes, sie ist auch ihre höchste Macht, benutzen Sie die Liebe Ihres Gatten und Sie werden Gewalt über ihn haben und sich vor allem die Freiheit sichern, in Bezug auf Ihre fernen Kinder nach Ihrem Herzen handeln zu dürfen."

„Das verstehe ich nicht", flüsterte Hermione traurig. „Es kommt mir vor, wie das Wort meiner Kammerjungfer, über das ich mich so ärgerte, sie sagte zu der alten Französin, die im Dienst von Alexis' Mutter steht: «Wäre ich so schön und so kalt wie meine Durchlaucht, ich ließe meinen Mann vor mir wie einen Pudel dienen und wie einen Bären tanzen». Liebe Freundin, es kommt mir so sündlich vor, meinem Mann irgend etwas abzunöthigen und ihn zu etwas zu bringen, was er zu thun keine Lust hat. Hat er mich lieb, so freut's mich, hat Gott mir Schönheit gegeben, so ist das Grund ihm dafür dankbar zu sein und weiter nichts. Ich

kann auch nicht so darauf studiren, wie vielleicht klügere Frauen, wie ichs anzufangen habe, damit Alexis oder ein anderer Mann mir den Willen thut. Ich bin eine ganz einfache Frau und habe nur einfachen Verstand."

Es lag etwas Ehrenhaftes in dem Geständniß Hermione's, etwas, das die Achtung ihrer Freundin gegen sie vermehrte und es nicht zuließ, daß die kluge Frau Wender über sie lächelte.

„Ich muß aber jetzt zurückgehen und im Salon Alexis erwarten, der jede Minute eintreffen kann", sagte Hermione sich erhebend. „Er sieht es nicht gern, wenn ich ihm nicht entgegenkomme, und er hat wol ein Recht von mir zu fodern, daß ich aufmerksam gegen ihn bin, hat er doch nie aufgehört, mich mit Güte zu überhäufen."

Die Räthin ging neben ihr durch die gewundenen Wege.

„Sie haben einen paradiesischen Wohnsitz", sagte sie, sich nach allen Seiten umblickend, wobei sie sich ihrer kleinen Lorgnette von Schildkrot bediente.

„Ja, es ist hier schön", entgegnete Hermione, „und ich denke wol tausendmal des Tages daran, wie es meiner Gertrud und auch dem Knaben

hier gefallen würde. Mein Gott, hatte Gertrud eine Freude an der kleinen Weide, die sie selbst gepflanzt, und hier stehen Bäume zu Hunderten, und ich glaube von allen Arten, die es in der Welt gibt."

„Vielleicht würde die Fülle und Mühelosigkeit des Naturgenusses bei Ihrer Tochter dieselben Wirkungen hervorbringen, als die Fülle des Besitzes bei Ihnen."

„Ich habe das auch manchmal gedacht", sagte Hermione, „und ich tröste mich damit, daß ihr, dem sanften Kinde es an einem grünen Baum ja nirgends fehlen kann, aber sehen Sie, mit der Natur ist das doch so ganz anders als mit dem Eigenthum. Alles, was man von Gottes Welt sieht, ist soweit unser Eigenthum, als es uns schon durchs Sehen volle und rechte Freude macht. Ich habe die Bai von Bajä gesehen, und die herrlichen Stellen am Traun- und Königssee, und seitdem besitze ich sie. Ich kann mich ihrer täglich und stündlich erinnern und weiß, wie schön Gott die Welt geschaffen. Ach, meine Gertrud, meine stille, fleißige Kleine, wenn ich ihr nur einmal zeigen könnte, wie schön es hier ist; wie würde sie so glücklich sein.

Die Damen betraten bei diesen Worten das stattliche Vestibul des Schlosses. Hermione sah auf den sehr mangelhaft gekehrten Marmorfußboden desselben und dann nach der schönen Decke, an welcher mehre riesige Spinnen in ungestörter Ruhe ihre kunstvollen Arbeiten ausgebreitet hatten, sodaß die zierlichen Rosetten, Knäufe und Bogen dadurch von staubfarbigen Floren umhüllt erschienen. Sie seufzte.

Wenn das so eigentlich mein Haus wäre, dann würde ich längst einen langen Besen in die Hand genommen und nicht geruht haben, bis Alles anders aussähe; aber wie würde sich das schicken für die Prinzessin Moroschin? Und wollte ich diesem unnütz herumlungernden Domestikenpack befehlen, Das zu machen, sie verständen es nicht; das ist hier im Wust und Schmuz geboren und groß und alt geworden. Die vornehmen Damen halten es für eine Schande, sich um Haus und Hof zu kümmern, die liegen auf dem Sopha und parliren Französisch und das Gesindevolk liegt auf den Treppen, trinkt Schnaps und schwatzt Russisch — aber — halt, da ist der Prinz!

Eine schön gearbeitete Britschke, bespannt mit zwei prächtigen Pferden von verschiedener Farbe

donnerte auf die Rampe; ein Kutscher mit langem Bart regierte die Pferde. Alexis saß auf dem Vordersitz und schirmte die Augen mit der Hand, um nach den Damen sehen zu können. Die Räthin winkte ihm mit ihrem Taschentuch. Er sah es nicht, seine Beobachtung hatte nur seiner Frau gegolten.

„Die Räthin, die liebe Räthin ist gekommen", sagte Hermione, ihrem jugendlichen Gemahl entgegentretend.

Er überhörte es.

„Du hast wieder geweint, Hermione!" rief er mit eigenthümlich bitterm Tone.

„Ach, ich hatte so fest gehofft, sie würde über E. gehen und mir sichere Nachricht von meinen armen Kindern bringen", entgegnete die allzuaufrichtige Frau.

„Also diese undankbaren, herzlosen Geschöpfe können Sie keinen Augenblick vergessen?"

„Sind es doch meine Kinder", sagte sie einfach.

Die Räthin bemerkte den finstern Ausdruck, der wie eine Sturmwolke über das Gesicht ihres Freundes glitt und beeilte sich, ihm so nahe zu treten, daß er sie nicht mehr übersehen konnte. Dies Mittel wirkte.

„Frau Wender, theure, liebe Freundin, Sie haben Wort gehalten!“ rief der Prinz mit aufrichtiger Freude.

Die Räthin reichte ihm die Hand und versicherte lachend, er sei in den sieben Jahren um siebzehn Jahre älter, die Prinzessin aber um soviel jünger geworden.

Alexis heftete seine Augen auf das schöne Gesicht seiner Gattin und sagte galant:

„Die Zeit hat keine Wirkung auf wahrhaft classische Schönheit.“

Sie waren bei diesem Gespräch in den Salon getreten. Man nahm Platz und plauderte. Alexis hatte seine gute Laune wieder, die Anwesenheit der Räthin schien ihn in die erste Zeit seiner Leidenschaft für Hermione zurückzuversetzen.

Der Haushofmeister, ein Leibeigener des Prinzen brachte die Posttasche.

Der Prinz, plaudernd, ließ sie unbeachtet, bis die Räthin, das Erröthen und den verlangenden Blick Hermione's beachtend, ihn ersuchte, nach seinen Correspondenzen zu sehen.

„O, ich danke Ihnen, liebe Freundin“, sagte Hermione, „ich denke es kann doch ein Brief von

Nanni darin sein, der mir endlich Nachricht von meinen Kindern bringt."

„Ein Brief für Sie aus E. ist hier", rief der Prinz, „von der Frau Bergenau ist er nicht, die Adresse ist von einer bessern Handschrift."

„Geben Sie, Alexis", sagte Hermione und das Zittern ihrer Stimme war selbst in den drei Worten hörbar.

Er reichte ihr den Brief und sie wollte damit das Zimmer verlassen.

„Lesen Sie bei uns, Hermione, und theilen Sie uns mit, was dieser Brief Interessantes enthält, Sie wissen doch, daß ich an Ihren Kindern, wenngleich sie nicht die meinen sind, väterlichen Antheil nehme", sagte der Prinz.

„Ich weiß, daß Sie gut und großmüthig sind, Alexis", entgegnete seine Gattin, „und wenn Sie es so wünschen —"

Sie öffnete den Brief. Er enthielt mehre von zwei verschiedenen Handschriften eng beschriebene Papierblätter. Sie blickte auf die Unterschrift und sagte erbleichend:

„Ich möchte diesen Brief doch lieber in meinem Zimmer lesen", aber ein finsterer Blick ihres Gatten fesselte sie an ihren Sitz und so nahm

sie denn die beiden Briefe — die ersten, welche die Mutter seit sieben Jahren von ihren Kindern erhielt.

Der Brief Eduard's war zuerst in ihre Hand geglitten, sie hielt ihn vor die Augen, die Buchstaben tanzten auf dem Papier, sie konnte nicht lesen.

„Lesen Sie mir vor, Alexis", bat sie mit sanfter Stimme. Sein Sie nachsichtig mit mir und bedenken Sie, daß eine Mutter sich nicht der Liebe zu ihren Kindern entschlagen kann, Gott wird es Ihnen lohnen."

Der Prinz nahm schweigend das verhängnißvolle Papier aus den Händen seiner Gattin. Sein Gesicht war finster wie die Mitternacht, aber er bezwang sich und las:

„Meine theure Mutter!

Verehrteste Frau Prinzessin:

„Es mußte erst ein großes Unglück kommen, ehe wir erfuhren, daß Sie uns in Ihren jetzigen glänzenden Verhältnissen nicht vergessen haben.

„Sieben Jahre lebten wir und glaubten, daß in dem Herzen unserer Mutter kein Plätzchen mehr für uns geblieben sei.

„Es waren schwere Jahre, sie sind überstanden!

„Die Person, welche die Schwäche unseres kranken Vaters benutzte, und auch Ihnen, theure Mutter, Vertrauen einzuflößen verstand, hat sich als eine grobe Verbrecherin ausgewiesen. Gestern ward sie vom Gericht wegen versuchten Giftmordes an ihrem Gatten zu funfzehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Wir haben viel Schreckliches erfahren in unserer schutzlosen Jugend, und der Proceß jener verbrecherischen Frau, die durch traurige Verhältnisse an die Stelle unserer Mutter getreten war, war das letzte Schrecknis unserer Vergangenheit. Vielleicht wird es jetzt lichter um uns.

„Etwas Tröstliches ist uns indeß aus diesem Proceß hervorgegangen, die Gewißheit, daß Sie, hochverehrte Mutter, stets an uns gedacht und uns liebevoll Unterstützungen haben zufließen lassen.

„Von dem Gelde, welches Sie, Frau Prinzessin, an Ihre ehemalige Dienerin zu senden die Güte hatten, haben wir Kinder nun freilich keinen Vortheil gehabt. Das kann indeß unsere Dankbarkeit nicht mindern, es war für uns bestimmt und Ihr guter Wille und Ihre andauernde Liebe

für uns, Ihre Kinder, ist uns sehr tröstlich. Wir danken Ihnen für Beides mit gerührtem Herzen.

„Da wir indeß in den Jahren unserer Kindheit, den schwersten für alle Menschen, um sich selbst zu erhalten, arbeiten gelernt haben, da wir seit der Trennung von Ihnen, verehrte Mutter, für alle unsere Bedürfnisse selbst gesorgt haben, indem wir Nanni ein Kostgeld zahlten und unsere Kleidung und was der Mensch sonst braucht, uns selbst anschafften von dem Ertrage unserer Arbeiten, so wäre es Sünde, und ich würde es für eine Schande halten, jetzt ferner eine Unterstützung von Ihnen anzunehmen. Ich bin bereits vereidigter Regierungsgeometer und kann sowol mich und Gertrud als auch den kranken Vater und sein Kind zweiter Ehe durch den Ertrag meiner Arbeit erhalten. Gertrud bedarf indeß meiner Arbeit nicht, um bestehen zu können, fleißig und geschickt wie sie ist, erhält sie sich schon lange selbst, erzieht unsere kleine Stiefschwester und macht Alles in unserm Haushalte, was nöthig ist.

„Nochmals also danken wir Ihnen für Ihre große Güte und wenn wir um die Fortdauer Ihrer mütterlichen Liebe von Herzen bitten, so ist die Bitte, daß Sie, durchlauchtigste Frau Prin-

zessin diese Liebe durch Geldsendungen nicht mehr beweisen mögen, darin enthalten.

„Wir wünschen, hochverehrte Mutter, Ihnen Ehre zu machen und uns Ihrer würdig zu zeigen, dazu ist nach meinem Gefühl zuerst nothwendig, daß wir auch nicht die kleinste Wohlthat aus der Hand des Mannes annehmen, der uns die Mutter raubte.

„Theure Mutter, tadeln sie uns deshalb nicht, der Arme erwirbt und erhält sich die Achtung des Reichen nur dann, wenn er ihm zeigt, daß er seiner nicht bedarf und wir, Ihre Kinder, wünschen natürlich, uns die Achtung Ihres jetzigen Gatten zu erwerben. Der Herr Fürst von Moroschin möge von den Kindern des armen Künstlers lernen, daß man nicht begehren soll seines Nächsten Gut!

„Unser Vater ist sehr leidend und hinfällig; er lebt aber, wenngleich mehr das Leben einer Pflanze als eines Menschen. Einer der letzten Befehle, die dieser bedauernswürdige Vater uns, seinen Kindern, mit vollem ungetrübten Bewußtsein gab, war der, uns nicht abhängig zu machen von dem Manne, der ihm seine Gattin geraubt.

„Verzeihen Sie uns, theure Mutter, wenn wir uns bemühen, diesem Befehle buchstäblich Folge zu leisten. Jetzt bedürfen wir auch wirklich keiner Unterstützung mehr, wir sind ja erwachsen und ich habe den ersten und schwersten Schritt in einem Lebensberufe bereits gethan. Ich bin sehr stolz darauf, mich so weit emporgearbeitet zu haben, daß ich eine Familie ernähren kann.

„Gewiß aber lag es nie in unseres Vaters Willen, die Mutter so von ihren Kindern zu trennen, daß eins keine Nachricht von dem andern hat. Früher glaubten wir, dies ginge von Ihnen aus, jetzt wissen wir zu unserm Troste, unserer Freude dies besser. Unter Nanni's Effecten hat das Gericht Briefe von Ihnen an uns gefunden, die uns beweisen, daß Sie immer liebevoll unser gedacht haben. Befehlen Sie nun, verehrte Mutter, daß wir Ihnen von Zeit zu Zeit Nachricht von unserm Befinden geben, und wollen Sie uns bisweilen schreiben, so werden wir Ihnen für diese große Güte sehr dankbar sein und uns sehr glücklich fühlen. Wir erwarten Ihre Befehle in dieser Beziehung. Inliegend erfolgt das vor acht Tagen an Nanni geschickte Geld zurück, mit dem herzlichen Danke für Ihre Großmuth und mit der

Bitte uns nicht mehr durch Geldsendungen zu beschämen. Wir sind kräftig und tüchtig genug, um keiner Unterstützung zu bedürfen. Da es unser herzlichster Wunsch ist, daß Sie bei uns geblieben wären, so können wir um so weniger Unterstützung annehmen, die wir nur durch die traurige Trennung von Ihnen erkaufen. Verzeihen Sie uns dies. Es ist unsere Hoffnung und höchster Wunsch, einst vor Sie treten und Ihnen sagen zu können, daß wir uns durch eigene Kraft erhalten und stets werth gewesen sind zu sein Ihre gehorsamen Kinder

Eduard und Gertrud Bergenau."

Der Prinz hatte ruhig zu Ende gelesen. Jetzt erhob er seine Augen und blickte in das Gesicht seiner schönen Gattin.

Hermione, bleich wie Schnee, saß da und starrte thränenlos vor sich nieder.

Alexis sprang auf. Er hatte sie so noch nie gesehen, immer blieb auf ihren Gesichtszügen der Ausdruck weicher Ruhe, jetzt lag ein Schmerz in denselben, der selbst für den kältesten Zuschauer etwas Peinliches haben mußte und Alexis liebte das kühle Weib mit tiefer Leidenschaft.

„Was haben Sie, Hermione? Was hast du,

meine Freundin?" fragte er zärtlich, indem er sie von ihrem Sitze zu erheben versuchte.

Sie wehrte ihn mit der Hand von sich ab.

„Laß mich nur, laß mich", sagte sie schwach. „Ich weiß ja jetzt, daß sie leben und mich nicht brauchen. Es ist ganz gut so, ganz gut. Kinder wissen nicht, was eine Mutter für sie thun kann. Ich habe für die meinen gearbeitet und gehungert und als das Alles nichts fruchtete, habe ich mich von ihnen getrennt, um für sie zu sorgen, habe den Mann verlassen, den ich in der Jugend geliebt und der mir nächst ihnen immer das Liebste auf der Welt war. Jetzt sagen und zeigen sie mir, daß das gar nicht nöthig gewesen. Großer Gott, so habe ich denn umsonst und um nichts mein Leben aufgeopfert!"

Der Prinz legte einen Arm auf Hermione's Stuhllehne, beugte sich und sah ihr ins Gesicht mit einem Blick, dessen Blitz nur sie wahrnehmen konnte.

„Du hast Bergenau geliebt?" fragte er finster und grollend, „geliebt? Du, Hermione?"

„Ja, Alexis, ja! Was soll ich's leugnen, war ich doch neunzehn Jahre alt als ich ihn kennen lernte und er der schönste und klügste Mann, den

ich je gesehen. Ich war in meinem Herzen im Himmel, als er mich seine Braut nannte, und wenn er nicht getrunken und endlich ganz aufgehört hätte zu arbeiten, würde ich mich nie von ihm getrennt haben, und wenn Gott vom Himmel um mich geworben. Aber ich wollte für meine Kinder Brot, Kleidung und guten Unterricht, darum entschloß ich mich, von ihm zu gehen und dich, den blutjungen Menschen zu heirathen. Ich leugne es nicht, daß dein vieles Geld und dein vornehmer Name mir auch imponirte, dachte ich doch damals noch, daß man sich Glück mit Geld erkaufen könne. Du frugst mich nach unserer Hochzeit gleich, ob ich mit dir gegangen wäre, wenn du ein armer Künstler gewesen, und ich sagte dir der Wahrheit gemäß schon damals: Nein! Gott weiß, daß ich nicht die Frau bin, die ihrem Manne entläuft mit dem ersten Besten, der ihr gefällt. Ich that es für meine Kinder."

Der Prinz erhob sich zu seiner vollen Größe, sein Gesicht war blaß und seine Augen flammten.

„Wolan denn, Madame", sagte er mit tiefer Bitterkeit, „Sie geben mir von neuem Gelegenheit, Ihre Klugheit, Ihren feinen Takt und Ihre Uneigennützigkeit zu bewundern. Von Ihrer Liebe

rede ich nicht weiter; wahren Sie diesen kostbaren Schatz für den Trunkenbold, dem Sie denselben in Ihrer nun schon etwas lange vergangenen Jugend geschenkt haben. Eins aber will ich und befehle es jetzt, ich befehle es als Ihr Herr! Kein Brief, keine Zeile, kein Wort von Ihnen geht von jetzt ab mehr an Ihre Kinder. Ich will mich nicht mehr Erörterungen aussetzen, wie die dieses Augenblicks. Sie haben darein gewilligt, meine Frau zu werden, gleichviel aus welchem Grunde. Jetzt sind Sie es, und ich will, daß jede Verbindung mit einer Vergangenheit abgebrochen sei, die Sie selbst hinter sich ließen, als Sie mir vor dem Altar das Gelöbniß der Treue gaben. Ich will Sie nicht hindern, Ihren Kindern Geld zu geben, ihnen je wieder zu schreiben verbiete ich Ihnen aufs strengste.

Er wandte sich und verließ das Zimmer, die Briefe in der Hand behaltend.

„Geben Sie mir den Brief meines Sohnes, Alexis!" rief die unglückliche Frau, indem sie ihrem Gatten nacheilte.

„Hier!" sagte er und legte die Papiere in ihre zitternde Hand.

„O Gott!" schrie sie, „es ist ja auch etwas

von meiner Gertrud dabei, die wird mich noch lieben und nicht Durchlaucht und Sie nennen."

Der zweite Gatte mit seinen Wünschen, Gefühlen und Ansprüchen war wie die leere Luft in den Augen und im Herzen der Frau, die ihre Kinder verließ, um ihnen das tägliche Brot zu geben.

Zweites Capitel.

„Um Gotteswillen, Hermione, theure Freundin, was thun Sie!" sagte die Räthin Wender, als der Prinz sich entfernt hatte.

„Lassen Sie mich nur erst den Brief meiner Gertrud lesen, Sie haben keine Kinder und wissen nicht, wie einer Mutter zu Muthe ist, die in sieben Jahren zum erstenmal wieder ein Wort aus dem Munde ihres jüngstgeborenen Kindes hört."

Die Räthin wandte sich ab von der tief Erregten.

Wo die Stimme der Natur spricht, da schweigt ehrerbietig die Convenienz und die Klugheit weiß wol, daß nichts im Stande ist, jene zum Schweigen zu bringen.

Hermione las leise vor sich hin und wischte von Zeit zu Zeit die thränenumflorten Augen.

„Meine theuerste Mutter!

„Eduard meinte anfangs, es sei genug, wenn er allein Dir schriebe und ich nur meinen Namen mit unter den Brief setzte. Ich hörte aber nicht auf, ihn zu bitten und so küßte er mich endlich und sagte: «Folge deinem Herzen.» Meine Mutter, theure, liebe Mutter, o, wie habe ich Dich vermißt, diese vielen langen Jahre. Wir haben viel gelitten, viel, seit Du von uns gegangen, durch die Bosheit dieser schlimmen Nanni und durch des armen Vaters Krankheit, vor allem aber durch die Trennung von Dir. Ach, seit Du fort warst, lernte ich erst einsehen wie viel Du geleistet, was Du uns gewesen.

„Mutter, theure Mutter, Du hieltest uns zur Arbeit an, zu Ordnung und Reinlichkeit, zum Gehorsam; wenn wir nach der Trennung von Dir Menschen wurden, so wurden wir es doch nur durch Deine Lehren und Dein Beispiel. Ich, die ich Deine Arbeit übernahm, ich weiß allein, was Du geleistet, und es ist mein Trost, daß Du jetzt an einer Stelle in der Welt stehst, wo Du mit Deinen schönen Kräften und Eigenschaften weit mehr noch wirst nützen können. Gott hat gesagt: Du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will

dich über viel setzen. Der Vater ist sehr leidend. Er ist fast immer schlafend und nächst meinem geliebten Bruder Eduard ist meine kleine Schwester Leontine meine größte Freude in der Welt. Auf Eduard, liebe Mutter, kannst Du auch als eine Fürstin stolz sein, glaube das Deiner Gertrud.

„Das erste Geld, das ich erübrigen kann, verwende ich darauf, ihn für Dich malen oder doch wenigstens daguerreotypiren zu lassen. Er ist sehr schön. Sein Haar ist goldigbraun, als ob steter Sonnenschein darauf schimmerte, seine Augen sind wie der Himmel blau und klar oder eigentlich wie ein tiefer See, in dem die Sterne sich spiegeln. Liebe Mutter, das Gesicht Deines Sohnes ist so schön wie das Deine, es gibt auf der Welt gewiß kein schöneres. Aber, er ist noch mehr gut als schön. Durch seinen eignen Fleiß, ohne fremde Hülfe, ist er nun schon Regierungsgeometer und er ist doch erst neunzehn Jahre alt. Wenn er einmal ein großer Mann geworden sein wird, ein Baurath oder noch mehr, dann wird er Dich in Deiner fürstlichen Pracht besuchen, sodaß Du Dich vor Deinem vornehmen Gatten und Deinen neuen Verwandten Deines Sohnes nicht schämen darfst. Auch ich, meine verehrte Mutter,

gebe mir alle Mühe, Dir Freude und Ehre zu machen.

„Wärest Du bei uns, Du würdest mit meinem guten Willen gewiß ganz zufrieden sein und an der Ausführung derselben jetzt auch nur wenig zu tadeln finden. Du kannst denken, daß ich zu schonen verstehe, da wir unsern alten Sophaüberzug noch haben und er nirgend zerrissen und ganz rein ist, trotzdem ein kleines Kind jetzt bei uns im Hause ist, unsere kleine liebe Schwester Leontine. Ich habe Alles zurathe und in Ordnung gehalten und habe stets daran gedacht, daß Du zu sagen pflegtest: Man erkennt den Vogel an den Federn und den Menschen an den Kleidern, und wer auf Das nicht achte, was er an sich selbst sehen könne, wie man von Dem wol erwarten könne, daß er auf Das achten würde, was unsichtbar sei. Ich kann Dir das sagen, liebe Mutter, Du weißt, was ich meine. Ich habe erfahren, daß das Aeußere mit dem Innern genau zusammenhängt und daß man durch den Fleiß, den man auf Aeußerliches verwendet, auch auf die Regelung des Innern gebracht wird.

„Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß Arbeit vom Bösen abhält, daß Ordnung und Reinlich-

keit den Menschen bei Ehren erhält, indem diese beiden Tugenden uns erst sparsam machen und nur, wenn man sparsam, ordentlich und fleißig ist, lernt man einsehen, was es heißt, mit Wenigem glücklich sein. Nanni hatte viel Geld und brauchte viele Sachen. Freude hatte sie keine daran, sie verwüstete bald, was sie besaß. Ich habe ganze Haufen feine Aermel und Kragen und solche kostbare Dinge zerrissen und beschmuzt in den Winkeln gefunden. Liebe Mutter, da ich weiß, daß all dieser unnütze Putz von Deinem Gelde angeschafft worden ist und daß dies Geld für uns bestimmt war, so habe ich diese Dinge zusammengesucht, gewaschen und ausgebessert und behandle sie als mein Eigenthum und Dein Geschenk. Ich werde Alles jetzt sehr in Ehren halten und Freude haben es zu brauchen.

„Aber das sind so geringe Kleinigkeiten, vielleicht nicht werth, daß man das Papier damit füllt, ich denke nur, meine geliebte Mutter, daß Du durch diese Geschichten erkennen kannst, wie Deine Gertrud sich Deine Lehren gemerkt hat und daß es Dich doch freuen muß, Dein kleines Mädchen ordentlich und verständig zu wissen. Ich kann Dir nicht wie Dein Eduard alle Ehre

machen, dadurch, daß ich etwas Rechtes werde, immer, immer kann ich nichts anderes sein als Deine gehorsame, fleißige und ordentliche Tochter. Dies aber, meine Mutter, will ich sein und täglich mehr werden. Ich will bei den Sorgen und Arbeiten für meine Familie, mir Dein früheres Wirken zum Beispiel nehmen und manchmal gibt es stolze Stunden in meinem Leben, da ich glaube, ich fülle Deinen Platz gut aus und es sei mein Beruf, ihn auszufüllen, damit Du ohne Sorge um uns, Deine fernen Lieben, schön und groß auf der hohen Stelle wirken kannst, auf welche die Vorsehung Dich berufen. Für unser Auskommen fürchte nichts. Eduard erwirbt soviel, daß wir davon leben und noch für sein künftiges Studium zurücklegen können. Was ich an Kleidern brauche, verdiene ich mir auch selbst. Eine gute Freundin, eine Jüdin, Namens Rahel Salomon, hat mir viel feine Handarbeit gelehrt und diese wird ganz gut bezahlt, bin ich fleißig, kann ich es im Monat auf fünf bis sechs Thaler bringen und soviel kosten meine Kleider und Schuhe lange nicht, da bleibt noch für Leonie genug übrig. Ich möchte Dir gern schreiben, wie ich mir das Geld so eintheile und wie ich jeden Groschen verwende, aber ich fürchte mich, daß Dir das doch

lästig werden könnte. Ich gedenke, theure, liebe Mutter, oft der Zeit, wo Du an dem kleinen Tische saßest und rechnetest, und weintest, wenn das Geld auch bei der knappsten Eintheilung nicht ausreichen wollte und wie der Vater dann zu sagen pflegte: «Mache einen Strich durch die ganze Rechnerei, Jone; brauche soviel wir haben lustig und guter Dinge und lerne krumm liegen, wenn es zu Ende ist.» Niemand will mir glauben, wie lange ich zurückdenken kann und doch ist es gewiß wahr, ich besinne mich auf das kleine Kleid, das Du mir sticktest als ich noch nicht drei Jahre alt war. (Später machten wir von der Borte Tragbänder für Eduard.) Ich sehe Dich immer mit der Stickerei am Fenster sitzen und Deinen weißen Arm sich bewegen. Damals, liebe Mutter, war der Vater gesund, glücklich und ein großer Künstler. Es war eine schöne Zeit!

„Eduard mahnt mich, endlich aufzuhören, ich habe geschrieben bis die Dunkelheit hereingebrochen. Theure Mutter, vergib Nanni ihre Betrügereien, vergib aber auch uns, daß wir lieber durch eigenen Fleiß als durch Unterstützung leben wollen, käme diese auch aus der Hand einer Mutter.

„Ich wünsche Dir Gottes Segen und bete

täglich für Dich wie auch für Deinen jetzigen Gatten. Ich möchte nicht aufhören zu schreiben, mir ist, so lange ich noch schreibe, als spräche ich zu Dir. Gott segne Dich, meine verehrte, geliebte Mutter und gedenke in Liebe Deiner

Gertrud."

Hermione las diesen langen Brief wieder und wieder.

Der Sonnenschein fiel schräg auf die blühend schöne Frau und erleuchtete den Saal, den Tisch und den Sessel mit röthlichem Abendlicht, ein lauer Wind trug Blumendüfte durch das geöffnete Fenster hinein, aus dem Park tönte das Säuseln des Laubes, vermischt mit dem Abendlied der Nachtigallen. Hermione sah, hörte und fühlte nichts als die Worte und Gedanken ihres fernen Kindes.

Dieser Brief, so wie er war, traf jede Saite im Herzen der Mutter und ließ sie in leisen Freudenaccorden ertönen.

Gertrud war die Tochter nach Hermione's Wunsch. Das Herz der Mutter verstand jede Andeutung in den Zeilen derselben. Sie sah ihr Wirken und Leben, sah ihren Fleiß, ihre stille Sorgsamkeit und sagte sich selbst in jedem Moment: O, sie ist gut, sie ist sehr gut.

So hatte sie Stunden gesessen. Die Nacht war hereingebrochen; die Räthin Wender, welche das Zimmer leise verlassen hatte, trat ebenso leise wieder ein, legte die Hand auf die Schulter der Sinnenden und sagte:

„Sind Sie jetzt gefaßt, theuerste Freundin?"

Hermione blickte erschreckt empor. Sie hatte die Gegenwart gänzlich vergessen und eine Stunde in ihrer armen Vergangenheit verlebt. Eine glückliche Stunde! Ihre Kinder, ihr kleines Zimmer, die ärmlichen Möbel, Bergenau's kostbare Geige im zierlichen Kasten, die alten weißen Gardinen, alle diese bekannten Gegenstände ihres Fleißes, ihrer Sorgsamkeit hatten mit blendender Lebendigkeit vor ihrer Seele gestanden. Als sie sich emporraffte, erschienen die prächtigen, nicht ganz saubern Geräthe, die Bogenfenster mit den schweren seidenen Gardinen, alle die Dinge, womit der Reichthum und die Liebe ihres zweiten Gatten sie umgaben, nur einem Traum anzugehören. Ihr Sein und Leben war bei ihren Kindern, denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz! Ihre Vergangenheit voll Mühe und Sorge erschien ihr jetzt eine Zeit echten und wahrhaften Glücks. Eines Glücks, das sie unwiederbringlich

verloren. Sie verhüllte ihr Gesicht mit ihren Händen und weinte.

Am andern Morgen saß die Räthin Wender in einem eleganten Zimmer, das sich durch einen Gewehrschrank, durch ein großes englisches Cylinderbureau und verschiedene Jagdtrophäen, welche in Gestalt von Bären- und Wolfsfellen vor Tischen und Sesseln lagen, als ein Herrenzimmer auswies, auf einem weichen Lehnstuhl. Neben ihr saß ihr langjähriger Freund Prinz Alexis Moroschin und ein schönes weißes Windspiel lag zu ihren Füßen und ließ sich den feinen Kopf streicheln.

„Sie sind unbillig und unfreundlich, Prinz, Sie sind mit einem Worte ein Ehemann", sagte die kluge Frau halb scherzend halb ernsthaft zu dem Schmollenden, dessen Gesicht noch immer Spuren eines sehr ernsten Zornes trug.

„Ich gebe Ihnen diesen Vorwurf zurück, Anna, nicht ich, Sie sind unbillig und unfreundlich. Sie müßten es sonst einsehen, daß diese Frau mich schmählich behandelt, daß sie mich völlig vernachlässigt, um Erinnerungen zu pflegen, die wahrhaftig nicht von der Art sind, daß man sich ihrer freuen könnte. Ich entriß sie schmachvoller Armuth, ich stellte sie an einen Platz, um den

Tausende sie beneiden würden, ich liebe sie, liebe sie heute noch nach einer siebenjährigen trostlosen Ehe und sie wagt es, mir zu sagen, daß jener Trunkenbold der Mann ihrer Jugendliebe sei. Sie wagt —"

„Alexis", sagte die Freundin, den Zürnenden unterbrechend, „fahren Sie nicht fort, es steht Ihnen übel, sich über das Wesen zu beklagen, dem Sie Ihren Namen gegeben. Hermione's Fehler sind Fehler des Kopfes, nicht des Herzens. Sie ist in hundertfacher Beziehung ebenso ausgezeichnet in ihrem Charakter als in ihrer makellosen Schönheit. Diese blonde majestätische Frau, diese Vestaseele kennt wahrscheinlich keine andere Liebe, als die zu ihren Kindern. Es ist durchaus nicht so unumgänglich nothwendig, daß eine Frau überhaupt liebt, das heißt einen Mann liebt, ich kenne mehr als eine Frau, die einer derartigen Regung unfähig. Auch ich habe nie geliebt, so vielen Umgang mit Männern ich auch gehabt habe. Wie ich die Liebe verstehe, so ist sie bei meinem Geschlecht ein gewisses Aufgehen in dem Wesen des Mannes von Seiten des liebenden Weibes, ein gänzliches Aufgeben der eigenen Individualität, und zwar so, daß ein heiß liebendes

Weib, Ansichten, Grundsätze und Urtheile erst durch den Geliebten empfängt, wie Namen und Stellung in der Welt. Es ist für einen Mann sicherlich eine große Bequemlichkeit, sich lieben zu lassen, daran zweifle ich keinen Augenblick; aber nicht alle Weiber sind von so weichem Thon, daß sie lieben können. Hermione ist ein sehr bestimmter Charakter. Sie ist eine Frau, die von der Natur mit einem ungewöhnlichen Schönheitssinn begabt, Alles um sich her schön zu erhalten versteht. Sie ist zudem thätig, schöpferisch sogar, freilich im Kleinen, in ganz weiblicher Weise. In ihrer ersten Ehe hat sie gearbeitet, hat sich nützlich gefühlt, sie hat Kinder geboren und die Grundlage zu ihrer Erziehung gelegt, die allerdings gut gewesen ist, denn beide Kinder haben Herz und Charakter, Selbstgefühl und Seelenreinheit bewahrt in den schwersten Verhältnissen. Dies, werther Freund, danken sie der Mutter. Bergenau hat diese Frau wahrscheinlich wie Sie geliebt und ist an der Unmöglichkeit, ihr Leidenschaft einzuflößen, zu Grunde gegangen. Ihre Verhältnisse, Prinz, sichern Sie allerdings vor dem Versinken, aber die nutzlose Mühe, die Sie verschwenden, Flammen in der kühlen Flut von

Hermione's Seele zu entzünden, tödtet auch Ihre besten Kräfte. Was schaffen Sie denn, um sich Ihre Selbstachtung als Mann zu sichern? Verzeihen Sie mir diese Frage, aber ich dächte, eine Stellung im Staate würde für Sie von großem Nutzen sein."

Der Prinz zuckte die Achseln, stand auf, hob den Thürvorhang empor und sah hinaus, ob nicht irgend ein Diener in der Nähe sei, der ihn belauschen könne.

„Sie wissen es nicht, Anna, daß seit der Thronbesteigung Nikolaus I. meine Familie in Ungnade ist? Ein Amt am Hofe wird mir nie werden. Von dem Militärstande, der mich nach Tiflis, Georgien oder an die Ufer der Lena geführt hätte, befreite mich mein krummer und steifer Arm. Ich habe große Reisen gemacht, ich habe allerlei Studien aus Liebhaberei getrieben, ich habe mich aus Liebe vermählt und mir einen ganzen Himmel an der Seite der schönen Frau geträumt, die ich mir aus dem Staube auflas. Ich habe —"

„Prinz", unterbrach die Räthin den Verstimmten, „glauben Sie mir Eins, Ihnen fehlt Arbeit, fehlt ein Feld, auf dem Ihre besten geistigen

Kräfte wirken können. Warum beschäftigen Sie sich nicht mit der Melioration Ihrer Güter? Sie haben in der Krim Besitzungen, die Tausenden von Colonisten Brot und ein freundliches Dasein geben könnten, wenn Sie sie den deutschen Auswanderern öffneten. Sie besitzen Landstrecken, die durch Entwässerung und Anbau zu Paradiesen werden könnten, andere, auf denen Sie durch Einführung von Fabriken und Gewerben blühendes Leben, Cultur und Glück aus todten Schlacken schaffen könnten. Warum unterlassen Sie Das, was zu thun Ihnen Ihr Reichthum und Ihre Stellung zur Pflicht machen?"

Der Prinz sah trübe vor sich nieder.

„Ich bin sieben Jahre verheirathet und kinderlos, soll ich schaffen für Seitenerben, die ich nicht einmal kenne? Warum sollte ich mich abmühen, einen Reichthum zu vermehren, der mir jetzt schon oft lästig wird durch die Mühen der Verwaltung?"

„Nicht Ihren Reichthum, das Gute auf Erden sollen Sie vermehren durch Anwendung Ihrer Kraft und selbst mit Geldopfern. Ich begreife nicht wie Sie jahrelang leben konnten, ohne einen andern Lebenszweck als den, Ihrer schönen

kalten Frau zu gefallen, die Sie nicht einmal lieben. Nein, Freund, Sie lieben diese Frau nicht, wie Hermione es verdient, wie Sie es fähig sind. Wenn Ihre Gattin, von den Blattern befallen, in wenigen Wochen diese classische Schönheit, diese wundersam süße Stimme einbüßte, so wären Sie nicht fähig die großen und guten Eigenschaften zu erkennen, welche diese Frau auszeichnen."

„Ich wüßte keine einzige große Eigenschaft an dieser Frau, als eben ihre Schönheit und ihr Gesangstalent, nehmen Sie ihr diese, so ist sie ein kaltes fühlloses Wesen."

„Rechnen Sie ihre tiefe Mutterliebe für kein Gefühl, mein Prinz?"

„Theure Anna — Sie verließ ihre Kinder als sie ihrer am meisten bedurften!"

„Weil sie die armen Wesen in eine bessere, glücklichere Lage versetzen wollte, und da ihr das nicht gelang, hat der Reichthum, welcher sie selbst umgab, ihr wenig, ja gar keine Freude gemacht."

„Sie sind noch immer die, welche Sie waren die beste, treueste Freundin, das geistvollste Weib, das ich kenne, Anna."

„Das schönste aber, das seelenreinste, das wahrheitsliebendste ist Ihre Gattin, Prinz. Her-

mione kennt die Frauenart oder vielmehr Unart nicht, die durch Umgehung der Wahrheit sich Anerkennung sichert oder ihren Willen durchsetzt. Zudem, Alexis, Sie haben sie gewählt wie sie ist, messen Sie sich selbst die Schuld bei, wenn Sie sich nicht befriedigt fühlen. Einst warnte ich Sie vor dieser Ehe, was ich damals fürchtete, ist freilich nicht eingetroffen. Hermione ist jugendlich schön geblieben, sie ist in ihrer neuen, ihr so fremden Stellung nicht ungeschickt, nicht ungewiß. Diese Frau würde eine Krone mit ebenso ruhigem Anstande tragen, als einst ihr einfaches Strohhütchen. Verlangen Sie mehr von ihr, so verlangen Sie eben zuviel."

„Sie ist mir nicht einmal dankbar für das Glück, das ich ihr gegeben."

„Sie ist dies im hohen, vielleicht zu hohem Grade. Sie hält sich für verpflichtet, sogar Ihrem Befehl zu gehorchen und an ihre Kinder nicht mehr zu schreiben; nehmen Sie diesen Befehl zurück, mein Prinz, denn er ist eine Grausamkeit."

„Sie muß ihre erste Ehe vergessen", entgegnete der Prinz bitter, „wenn sie in der zweiten Glück finden und geben soll. Mit meinem Willen schreibt meine Gattin nicht mehr an den Bur=

schen, der ihr für ihre Güte Bitterkeiten sagt, der sich erlaubt, mir allerlei Anspielungen zu hören zu geben, mir, durch dessen Geld diese elenden Menschen existiren, seit so langer Zeit als das Schicksal sie mir in den Weg geworfen."

Die Räthin sah den Prinzen mit einem Blick an, der eben nicht Ehrerbietung gegen seinen Charakter aussprach.

„Durchlaucht, diese Kinder existiren durch ihre eigene Arbeit und wollen das auch ferner. Dieser Jüngling hat überdies Recht, wenn er sagt, daß der Reiche den Armen nur achtet, wenn dieser sich selbständig zu erhalten weiß und der Unterstützung nicht bedarf. Gönnen Sie den Kindern Ihrer Gattin das redliche Selbstgefühl und gestatten Sie der Mutter die Fülle von Liebe, die ihr Herz zersprengt, auf andere Weise als durch Geld zu zeigen."

„Meine Frau soll nicht mehr an die Kinder aus ihrer ersten Ehe schreiben, ich will es nicht", sagte Alexis bitter und hartnäckig. „Sie mag sie unterstützen, mag für sie sorgen, einen Briefwechsel will ich nicht dulden. Hätten sie sich der Mutter angeschlossen, so hätte ich sie in Pensionen gethan, hätte des Burschen Lebensberuf bestimmt und das Mädchen erzogen, wie es meiner Stief-

tochter zukommt. Sie haben gewählt, auch Hermione hat gewählt, Alle haben ihr Loos selbst bestimmt, mögen sie es auch tragen."

„Wolan, mein Prinz, Wort gegen Wort", sagte die Räthin fest. „Sie verbieten Ihrer Gattin die directe Verbindung mit ihren Kindern, so werde ich denn die Mittelsperson zwischen den Getrennten sein. Verbieten Sie mir Ihr Haus, wenn Sie nicht wollen, daß ich in jedem Jahre wenigstens einmal der Mutter Nachricht von Denen bringe, die sie am meisten in der Welt liebt."

Sie war aufgestanden und verließ rasch das Zimmer.

Alexis sah ihr lange nach und sagte dann:

„Warum hat Hermione nicht den Geist und den Takt dieser seltenen Frau?"

Drittes Capitel.

Es war Morgen, ein göttlich schöner Lenzmorgen und die frühesten Sonnenstrahlen beleuchteten die Baumgipfel im Park von Morawa. Der Thau funkelte an allen Grasspitzen und lag, ein zerfließender Brillant, im Kelch jeder Frühlingsblume. Noch lag Stille über den reizenden Ort, jene Stille, welche die leise Musik der Natur, das Flüstern der Baumwipfel, das Murmeln der Quelle, der Gesang der Lerche nur verschönt, aber nicht unterbricht. Die Blumenkelche öffneten sich dem Morgenlichte, die Vögel begrüßten es mit ihren süßesten Melodien. Eichkätzchen schlüpften um die Stämme der mächtigen Baumriesen und schauten mit klugen aufmerksamen Augen nach allen Seiten, von Wind und Wetter gehörig Notiz nehmend. Drei Störche schritten gravitätisch auf

dem gewalzten Rasen des Bowlinggreen umher und suchten vergebens dort einen zudringlichen Frosch. Sie waren die einzigen Spaziergänger in dem weitläufigen reizenden Park. Selbst der alte Gärtner und die jungen Burschen in seinem Dienste schliefen und im Schlosse war man kaum seit drei Stunden zur Ruhe gegangen.

Nur ein einziges Augenpaar wachte noch in dem weitläufigen stolzen Gebäude, das azurblaue der unglücklichen Hermione, welche der Gedanke an ihre Kinder nicht schlafen ließ.

Als das Kammermädchen sich entfernt hatte, war sie aufgestanden, hatte sich die Nachtlampe auf ihrem prächtigen Schreibtisch getragen und saß nun und schrieb an ihre Kinder.

Sie kannte seit sieben Jahren ihren Gatten und wußte sehr wohl, daß er sein Verbot nicht zurücknehmen würde. Sie wußte auch, daß sie seinen despotisch ausgesprochenen Willen hätte ändern können, wenn es ihr möglich gewesen wäre schmeichelnd zu bitten; das verstand sie aber nicht. Bitterlich fühlte sie das Unrecht des Ungehorsams gegen den directen Befehl ihres Gatten, aber sie wollte einmal, nur ein einzig mal dem Befehle trotzen und einen Brief an ihre Kinder schreiben,

den ihre Freundin, die Räthin Wender, zu übergeben versprochen hatte.

Hermione hatte in ihrem Leben wenig Anderes geschrieben als Wäschzettel und Haushaltungsrechnungen, in den letzten sieben Jahren vierteljährlich einen Brief an Nanni. Sie verstand nicht, sich schriftlich geläufig auszudrücken, aber ihr Herz war übervoll und Thräne auf Thräne rann auf das Blatt, das sie vor sich hingelegt. Als sie die Feder ansetzte, zerrann die Dinte auf dem weich gewordenen Papier. Sie wollte ein anderes Blatt nehmen, besann sich aber, ließ den Fleck trocknen und schrieb dann mit zitternder Hand:

„Dieser Fleck, der von meinen heißen Thränen herstammt, soll Euch, meine geliebten Kinder, zeigen, daß ich mit großer treuer Mutterliebe Euer immerfort gedenke. Ich habe viele Thränen geweint, seit ich nicht mehr bei Euch bin und für Euch arbeiten kann. Es war mein einziger Trost, daß Ihr nicht Noth littet und daß ich in der Ferne für Euch sorgte.

„Eure Briefe haben mir diesen genommen. Ihr habt nichts von Eurer Mutter gebraucht und seid doch gute, achtbare, fleißige Menschen geworden.

„Wenn mich das auf der einen Seite tief bis in die Seele betrübt, so macht es mich auf der andern sehr stolz. Wer wie ich weiß, wie schwer es der Armuth gemacht ist, bei Ehren zu bleiben, der weiß auch, was ehrenhafte Armuth für einen großen Werth hat.“

„Meine geliebten Kinder, ich zwinge und berede Euch nicht, Etwas aus den Händen Eurer Mutter anzunehmen, dazu liebe ich Euch viel zu sehr. Erhaltet Euch auch fernerhin durch Arbeit, Rechtschaffenheit, Ordnung und Reinlichkeit bei Ehren, ich werde sehr stolz darauf sein. Ich kann beurtheilen, was Armuth und was Reichthum zu bedeuten hat und ob Eins oder das Andere glücklicher macht, denn ich kenne Beides aus eigener Erfahrung so wie wenige Menschen und ich sage Euch, der Arme, welcher fleißig ist, welcher den Verstand und die Thätigkeit hat, sich mit Wenigem bei Ehren zu erhalten, hat viel mehr und schönere Freuden als der Reiche, dem Alles nur so zufließt. Ach, meine süße Gertrud, ich erinnere mich der Zeit noch sehr gut, da ich Dir das Kleidchen stickte, es war ein großes Vergnügen für mich. Ich stickte nur Sonntags und in meinen Freistunden. Ich weiß auch, wie wir Eduard

von der Borte Tragbänder machten, da halfst Du schon fleißig mitnähen und hast die Besatzbänder von der linken Seite ganz sauber übernäht, obgleich Du erst sieben Jahre alt warst.

„Ach, meine theuren Kinder, wieviel Grüße und Segenswünsche bringt Euch dieser Brief, der erste und auf lange Zeit der letzte, den ich an Euch schreibe. Lebt fort in Armuth und Arbeit. Haltet Euch in allen Stücken brav und rechtschaffen. Entbehrt Putz, Vergnügungen und Leckereien und gewöhnt Euch mit dem Nothwendigen froh zu sein, in Arbeit das beste Vergnügen zu finden und Speise und Trank mäßig zu genießen und mit dem einfachen Essen zufrieden zu sein. Wer sich durch Arbeit hungrig gemacht hat, dem schmeckt eine Brotrinde besser als Pasteten dem Uebersatten. Eine Sache, die man sich selbst erworben, hat hundertfach mehr Werth als eine geschenkte und wenn man treu und fleißig arbeitet zu einem Zweck für Die, welche man liebt, so ist die Arbeit das allergrößte Vergnügen, was man genießen kann. Armuth ist nichts Unehrenhaftes. Betteln ist unehrenhaft, denn es ist ein Beweis von Faulheit oder Ungeschicklichkeit. Schmuz ist unehrenhaft, denn auch der zeigt von Faulheit.

Die Ehre des Menschen ist mit seinem Fleiße und seiner Thätigkeit so nahe verbunden, wie etwa Geschwister, die zwei Väter und dieselbe Mutter haben; sie stammen aus einem Blut, wenn sie auch verschiedene Namen tragen.

„Meine lieben Kinder, ich wollte Euch noch um Eins bitten, nicht daß Ihr Geld von mir nehmt, Gott behüte und bewahre. Ich will gern die Betrübniß tragen, Euch umsonst verlassen zu haben, habe ich doch auch die Freude, Euch als fleißige und rechtlichdenkende Menschen zu wissen. Aber dies bitte ich Euch, glaubt, daß ich Euch immer sehr geliebt habe und immer sehr lieben werde. Euch und auch Euern Vater, obschon ich dies Letzte kaum aussprechen darf, weil ich jetzt eines andern Mannes Frau bin. Meine Kinder, später einmal, wenn Ihr vielleicht selbst Kinder habt, werdet Ihr einsehen, daß man den Vater seiner Kinder immer lieb hat, wenn er auch fehlt. O, hätte Euer Vater nur wie ich erkannt, wie ehrenhaft Arbeit ist, er würde sich nicht so vor dem Stundengeben gescheut haben und würde dann nicht aus heller Langeweile in grobe Fehler verfallen sein, die ich Euch ja nicht nennen darf, da Ihr sie ja wißt.

„Von Nanni spreche ich zu Euch gar nicht, sie war immer faul und vergnügungssüchtig und beides führt in den Abgrund. Die Versuchung mit dem Gelde, das ich ihr heimlich schickte, ist für ein solches Geschöpf zu groß gewesen. Wäre ich bei Euch geblieben, so würde sie sicherlich eine treue Magd geblieben und durch Uebung und Gewohnheit besser geworden sein.

„So ist viel Unglück, viel Kummer entstanden dadurch, daß ich mich blenden ließ vom Teufel des Reichthums. Ich dachte Euch und auch mir viel Gutes zu thun durch das viele Geld meines jetzigen Mannes. Geld stiftet nicht immer Nutzen, macht nicht immer glücklich, ach, ich sehe das nur zu wohl ein. Wäre ich bei Euch geblieben in Armuth und Noth, so wären wenigstens Verbrechen und Schande dem Hause fern geblieben. Gott will, daß die Ehe heilig sein soll!

„Jetzt habe ich einen zweiten Gatten. Er hat mir streng verboten, Euch zu schreiben. Ich handle gegen sein Verbot, auch das ist Unrecht; aber ich müßte nicht Eure Mutter sein, wenn ich nicht Eure Briefe beantwortete. Die werthe Frau Räthin Wender wird Euch diesen meinen Brief bringen. Ihr sagt Alles, was Ihr etwa braucht,

sie ist meine Freundin und wird mir immer Nachricht von Euch geben, Euch auch Nachricht von mir bringen.

„O, meine Kinder, Gott segne Euch, mein Herz ist ganz voll von Liebe und Segen für Euch. Gedenkt mein als Eurer treuen Mutter

Hermione.

Morawa, 16. März 1847.

Als dieser Brief beendigt war, erhob die ermüdete Schreiberin sich und sah nach ihrer Uhr. Sie hatte geglaubt, noch ein paar Stunden ruhen zu können, aber es war zehn Uhr vorüber, sie mußte in jedem Augenblick erwarten, daß der Prinz sie zum Frühstück abholen werde. Ein Besuch sollte im Laufe dieses Tages in Morawa erscheinen, der zwar mehr ihrer Schwiegermutter als ihr galt, den sie aber dennoch zu empfangen verpflichtet war. Sie klingelte ihrer Jungfer und begann ihre Toilette.

Hermione, früher so geschickt in Allem, was zu den Arbeiten des weiblichen Anzugs gehört, von Jugend auf gewöhnt sich selbst zu bedienen, für sich selbst zu sorgen, konnte jetzt der Hülfe einer Kammerjungfer beim Ankleiden nicht wohl entbehren.

Anfangs war es ihr peinlich gewesen, sich frisiren und schnüren zu lassen, allmälig hatte sie sich daran gewöhnt, ihre Hände hatten das Geschick, ihr Geist die Elasticität verloren, welche dazu gehören, die kleinen, täglich wiederkehrenden Geschäfte der Toilette rasch und mit Umsicht zu verrichten. Zum Guten, zu jeder Arbeit und Thätigkeit gehört stets Uebung und leicht gewöhnen sich Seele und Körper an bequeme Trägheit. Hermione wußte dies sehr wohl, sie fühlte, daß sie, wenn ihr Geschick sie in ihre frühern Verhältnisse zurückführen könnte, nicht mehr die Kraft, Rührigkeit und Geschicklichkeit gehabt hätte, ihnen die Stirn zu bieten.

Wie sehr sie auch durch die Entfernung von ihren Kindern litt, sie fühlte mit Schmerz und Scham, daß sie nicht mehr zu ihnen zurückkehren könne, denn sie war eine andere geworden und hätte ihnen nicht mehr ein Beispiel der Arbeitsamkeit, der Sparsamkeit, Ordnung nnd Genügsamkeit sein können. Sie war schlechter geworden durch den Reichthum, denn wie sehr sie sich auch mühte, eine gute Eigenschaft zu entdecken, welche sie in ihren günstigen Verhältnissen sich erworben, sie fand keine. Daß ihr Nachdenken

sich geklärt, daß ihr Herz durch den Schmerz der steten Sehnsucht weicher und liebevoller geworden, das verstand sie nicht als eine erworbene Tugend zu würdigen. Diese Frau, der die höchste Richtung der weiblichen Bildung, echte Religiosität stets fremd geblieben, erkannte nur die Tugenden als solche, deren augenblicklichen irdischen Nutzen sie einsah.

Welch eine schlechte, elende Hausfrau würde ich jetzt sein in dem ärmlichen Haushalte, wo meine arme kleine Gertrud für mich arbeiten und sich quälen muß, dachte sie mit einem schmerzlichen Seufzer, während die Französin ihr das lange, reiche, goldschimmernde Haar kämmte und flocht und diesen höchsten Schmuck der Schönheit, der sich so selten bis zu seiner vollen Reife erhält, mit immer neuer Bewunderung betrachtete.

„Durchlaucht, welch ein Haar", sagte die Zofe; sie sagte das täglich, und täglich hörte die schöne Frau es gern.

Heute antwortete sie, ihren Gedanken folgend:

„Ich möchte nur wissen, ob meine Gertrud noch ihr schönes braunes Haar hat, es war noch länger als das meine und die Farbe gefiel mir auch besser. Sie muß schön geworden sein, meine liebe kleine Gertrud."

„Von wem geruhen Durchlaucht zu sprechen?“ fragte das Mädchen, das erst seit kurzem im Dienst Hermione's war.

„Von meiner Tochter; ich habe sie seit sieben Jahren nicht gesehen, jetzt ist sie sechzehn, wenig jünger als Sie, Jeanneton.“

„Durchlaucht belieben zu scherzen, wie sollten Sie eine sechzehnjährige Tochter haben.“

„Mein Sohn ist bald zwanzig“, sagte die schöne Frau mit Mutterstolz. Gott, wie würde mir zu Muthe sein, wenn ich einmal zwischen den beiden Kindern stände, jedem eine Hand reichend und sie ansehend, wie sie als erwachsene Menschen aussehen. Die ärmste Bettlerin, die mit ihren Kindern lebt, ist zu beneiden um das Glück, sie neben sich aufwachsen zu sehen. Haben Sie noch eine Mutter, Jeanneton?“

„Nein, Durchlaucht, ich habe die meine als ich noch ein kleines Kind war, verloren. Sie ging mit einem Kunstreiter durch und ließ uns drei kleine Kinder zurück, ich war das jüngste und kaum so hoch. Mein Vater, der Protestant ist — ich bin Elsasserin, Durchlaucht, wie Sie aus meinem Zeugniß wissen — heirathete bald wieder. Die Stiefmutter mochte uns nicht. Drei Kinder sind eine schlechte

Zugabe zu einem Manne, der ohnehin nicht reich ist, das fühlte sie sehr; wir waren ihr im Wege und gingen deshalb früh in Dienste, eine hier die andere dorthin. Ich lernte frisiren, plätten und fein waschen und kam endlich zu einer schönen Lady, die mich gar nicht gut behandelte, die gnädige Frau, die Räthin Wender recommandirte mich an Ew. Durchlaucht, da bin ich nun", schloß sie mit ihrem zierlichsten Knix.

„Warum hat Ihre Mutter Mann und Kinder verlassen, Jeanneton?"

„Ach, Durchlaucht, was soll man sagen, sie war wol verliebt in den liederlichen Menschen, er soll hübsch und einschmeichelnd genug gewesen sein."

„Mein Gott!" seufzte Hermione, „kann es denn möglich sein, daß eine Mutter einen fremden Mann lieber hat als die Kinder, die sie geboren?"

Am Nachmittag dieses Tages kam der erwartete Besuch, eine Badebekanntschaft und genaue Freundin der durchlauchtigsten Frau Prinzessin Feodorowna Moroschin, die Frau Baronin von Heiking, eine Prinzessin von Ebersbach-Steinau.

Es war ein Kreis eleganter und schöner Da-

men, der sich Abends um die silberne Theeurne in Hermione's Salon versammelte.

Frau von Heiking, schlank mit dunkelbraunen Locken, durch deren weichen Glanz sich leichte Silberfädchen zogen, überragte die übrigen Alle, von der kleinen zierlichen Feodorowna an bis zu der üppigen Hermione, deren blendende Fülle genau die Grenze erreicht hatte, welche die Schönheit höchstens nur im Orient überschreiten darf.

Wer vor acht Jahren dieser ihr Bild in einem Zauberspiegel gezeigt hätte, umgeben von allem Luxus und Comfort, den der Reichthum verschaffen kann, den würde die Gattin des armen Violinisten schwerlich für einen echten Propheten gehalten haben.

Die Wirklichkeit hatte ihr jetzt nichts Zauberisches. Die silberne Theeurne und das silberne Theebret, wie auch die schweren Löffelchen, der prächtige Zuckerkorb von getriebenem Silber und die Tassen von Sevresporzellan waren ihr alltäglich geworden. Sie dachte nicht mehr daran, wie lange ein Unbemittelter hätte arbeiten müssen, um sich auch nur eins dieser Prachtstücke anzuschaffen, für sie gehörte der Besitz und Gebrauch derselben blos zu den täglichen Nothwendigkeiten. Der

Besitz, welchen man arbeitend erstrebt, und der, welchen man mühelos genießt, hat einen unendlich verschiedenen Werth und stets schlägt der Arme, der das Glück des Reichen nach seinen eigenen unerfüllten Wünschen taxirt, dasselbe viel zu hoch an. Man kann unglücklich werden, wenn man an kostbare und prächtige Geräthe gewöhnt, dieselben nun plötzlich mit geringen vertauschen muß, Augen und Herz gewöhnen sich schwer und nur langsam an diese Entbehrungen. Das Glück, welches man bei plötzlicher Steigerung des Besitzes empfindet, ist jedenfalls nur ein sehr kurzes, denn an das Bessere gewöhnt man sich ausnehmend schnell und dem Verwöhnten ist stets das Allerbeste nur gerade gut genug. Hermione hatte aber noch bei all ihrem Reichthum eine Unannehmlichkeit, die sie sich in ihrer Armuth erspart. Ihre scharfen deutschen Hausfrauenaugen sahen den russischen Staub, den russischen Fliegenschmuz, die russischen Talg- und Rostflecken mit wahrhaft mikroskopischer Genauigkeit und mit einem herzlichen Aerger. O, diese Theeurne hätte leuchten müssen im matten Silberglanz, dieser prächtige Zuckerkorb, nicht ein einziger schwarzer Schmuzschatten hätte in den Vertiefungen der künstlich ge-

arbeiteten Silberblumen sein Nest behalten dürfen, wenn sie dieses faule, heuchlerische, betrügerische russische Bedientenpack unter ihre Zucht hätte nehmen dürfen. Selbst die Sehnsucht nach ihren Kindern und die Furcht vor ihrem Gatten reichten vereint nicht hin, sie gleichgiltig gegen Vernachlässigungen zu machen, die ihrer innersten Natur nun einmal so vollständig zuwiderliefen. Hermione's Schönheit bestand in ihrer unbegrenzten Liebe zur Sauberkeit, die ihr ganzes Wesen durchdrang.

Die Räthin Wender, auch eine Frau von deutscher Reinlichkeit, konnte ruhig in einem fremden Hause über eine unsaubere Tasse hinwegsehen — man lernt auf Reisen so Manches.

Frau von Heiking war kurzsichtig und Feodorowna hatte die Geräthe des Hauses nie in einem andern Zustande gesehen, nahm also in gutem Frieden den gegenwärtigen als den normalen.

So saßen die vier Damen beieinander. Hermione, den Thee bereitend und einschenkend, Feodorowna, das Hündchen im Schoose, Frau von Heiking, filirend (das Filiren war eben Modearbeit) und die Räthin Wender mit einem Blei-

stifte eine leichte Skizze des Salons auf ein Pergamentblättchen ihrer Brieftafel zeichnend.

Alle vier den Jahren nach längst über die Blüte und Jugend hinaus, zeigten in ihrer äußern Erscheinung, wie sehr der Reichthum ein Beförderer und Erhalter weiblicher Schönheit ist.

Selbst Frau von Heiking, die Großmutter eines zweiundzwanzigjährigen Jünglings konnte noch für schön gelten. Gartenblumen, geschützt vor rauhen Winden und gepflegt im üppigen Erdreich, blühen voller, prächtiger und länger als ihre Schwestern draußen im Walde.

Man sprach theils deutsch, theils französisch.

Frau von Heiking, die zum erstenmal ihre Freundin in Morawa besuchte, fand großes Wohlgefallen an der schönen, sanft und würdig auftretenden Schwiegertochter derselben und unterhielt sich angelegentlich mit ihr in ihrer Muttersprache. Feodorowna fragte nach den Familiengliedern derselben.

„Und der reizende Knabe, Ihr Enkel, meine theuerste Freundin?" fragte sie, die neun Jahre vergessend, seit welchen sie diesen zuletzt in Genf gesehen.

„Er ist jetzt im Militär. Sie wissen vielleicht

nicht, Durchlaucht, daß bei uns jeder Jüngling, gleichviel welchem Stande er angehört, mindestens ein Jahr lang als gemeiner Soldat im Heere dienen muß."

„Sieh, sieh! Das ist eine seltsame Einrichtung! Als gemeiner Soldat!" entgegnete die Fürstin, das kleine Köpfchen wiegend, „und schon so jung muß er das, der arme Kleine."

„Er ist nicht eben klein, Durchlaucht, Knaben wachsen uns nur zu schnell über den Kopf. Er ist groß und alt genug, um das Soldatenspiel mit zu machen."

„Und wo befindet er sich gegenwärtig?"

„Ich wünschte, er sollte seiner Militärpflicht in Berlin genügen und dort in einem Garderegiment dienen, aber er bestand darauf, in E. in das Husarenregiment einzutreten."

„In E.?" fragten Hermione und die Räthin zu gleicher Zeit und die letztere fügte hinzu: „E. ist ein reizender Ort, den ich manchen Residenzen vorziehe. Die Gegend ist freundlich, die Straßen sind sauber, die Menschen gemüthlich, dennoch wunderts mich, daß ein junger lebenslustiger Mann ein Mittelstädtchen der Residenz vorzieht. Vielleicht ziehen die schönen Mädchen von E. den Jüngling

an. E. ist seit Jahren mit Grund berühmt, wegen der Schönheit seiner Bewohnerinnen."

„Ich wollte das wäre so", entgegnete Frau von Heiking mit Lächeln, „meinen Benno aber zieht ein weit weniger liebenswürdiger Gegenstand dort hin. Er hat eine thörichte Vorliebe für ein verrufenes Subject, das leider gewisse Anrechte auf Verwandtschaft mit ihm beanspruchen kann. Mein verstorbener Gatte hatte die Schwachheit, einem Knaben, den die Tochter eines Untergebenen gebar, seinen Namen zu geben. Die Mutter des Kindes ertrank, ob durch Zufall oder Selbstmord — ich lasse es dahin gestellt sein, und als ich das Haus meines Gatten betrat, fand ich den Knaben dort, als eine nicht erfreuliche Beigabe zum Inventarium des Schlosses. Ein kleines, schönes, verwildertes Geschöpf. Ich war noch sehr jung, ich war auch ein wenig romantisch, mich dauerte das Kind, ich weinte über die Mutter und ich willigte ein, den Leo in meiner Nähe zu dulden."

„Ich hätte das nicht gethan", sagte Hermione ruhig. „Es thut nicht gut, ein solches Kind, was keine Rechte an das Vaterhaus hat, darin erwachsen zu lassen. Es wird die rechtmäßigen

Kinder immer beneiden und nie dankbar für das Gute sein, was ihm gethan wird, weil es dasselbe als Schuldigkeit betrachtet."

„Sie haben Recht, Durchlaucht", sagte Frau von Heiking sehr eifrig. „Dieser kleine Bursche wuchs auf zur Plage für mich, zur Strafe für meinen Gatten. Aber bei allen Lastern und Rohheiten besitzt er Eigenschaften die meinem Enkel imponiren. Zudem betrachtet dieser die Verhältnisse des Lebens aus einem eigenthümlichen Gesichtspunkt. Er meint, Leo Heiking, der erstgeborene Sohn meines Gatten, hätte naturgemäß ebensoviel Erbrecht als meine Tochter, seine arme verstorbene Mutter. Um diesen Menschen, der Husarenunteroffizier in E. ist, genau kennen zu lernen, trat Benno bei den dort garnisonirenden Husaren ein. Der alte Diener Walter, der ihm von mir als eine Art von Mentor mitgegeben wurde, berichtet mir, daß er noch immer das wärmste Interesse für den verlorenen Sohn habe."

„Ich glaube diesen Mann zu kennen", sagte die Räthin, „wenigstens habe ich ihn gesehen, wenn es der ist, den ich meine. Ein bildschöner Mann, auffallend groß und von vornehmer Haltung. Ein Kopf, der zum Modell eines Jupiter-

haupts dienen könnte und den selbst ein gewisser, ich möchte sagen cynischer Ausdruck, der um Mund und Nase sich lagert, nicht entstellen kann. Ich habe ihn oft bei meinem Aufenthalt in E. gesehen, man nennt ihn dort den «schönen Husaren» und wol verdient er diese Benennung. Er ist der wildeste Reiter, der tüchtigste Schütze, der berühmteste Schläger in der Escadron, und man erzählt, daß nur sein unbezähmbarer Abscheu vor Büchern und allem, was damit im Zusammenhang steht, Schuld sei, daß er nicht eine glänzende Militärcarrière gemacht.

„Es ist derselbe", sagte Frau von Heiking. „Ja, schön ist dieser, ich habe wahrlich keinen Namen für ihn, einen gefallenen Engel kann ich ihn nicht nennen, da er von Kindheit an ein Aufsätziger und Rebell war. Nie gab es einen verstocktern, kleinen Sünder, wie diesen Burschen als Kind. Er hat hundert Schläge auf die Hand ausgehalten, ohne zu zucken, ohne eine Miene zu verziehen und ohne ein Wort der Abbitte."

„Gott verzeihe es Denen, die sie ihm geben ließen", sagte Hermione, in ihrer gewohnten, ruhigen Weise. „Ich kann mir aber denken, daß er ein ganzer Mann sein muß, auch wenn

er nicht ein lateinisches Wort lesen kann, ja, wenn er gar nicht lesen könnte."

„Ich habe nie gehört, daß die Paladine der Tafelrunde, daß Hüon und Tristan, oder selbst der wackere Götz und Andere, lesen und schreiben konnten", scherzte die Räthin. „Schläge aushalten und austheilen und die Damen ehren, das sind die Eigenschaften eines echten Ritters, ich hoffe, die letztere hat jenes schöne Ritterbild in Husarenuniform so gut wie die erstere."

„Die Damen, mit welchen sich Leo Heiking, der Unteroffizier, zu schaffen macht, verlangen, glaube ich, nur sehr wenig Ehrfurcht", meinte Frau von Heiking bitter. „Der alte Walter, der ihn nicht aus den Augen läßt, berichtet mir von sehr unangenehmen Geschichten, in die er verwickelt gewesen. Eine Frau, die Besitzerin eines Branntweinschankes, eine gewisse Bergenau oder dergleichen, hat seinetwegen den Versuch gemacht, ihren Ehemann zu vergiften. Ganz romantisch freilich, aber nicht sehr ehrenhaft. Zudem hat er meinen Enkel in diese Familie eingeführt, der sich dort von einem hübschen Mädchen, der Tochter oder Nichte angezogen fühlt. Zum Glück kenne ich Benno's Leichtsinn und Flatterhaftigkeit,

sonst könnte mir nach Dem, was Walter von diesem jungen Geschöpf erzählt, bange werden. Der Alte ist von der Schönheit, Sittsamkeit und Trefflichkeit der Jungfrau Gertrud Bergenau ganz entzückt. Wüßte ich nicht so genau, daß mein junger Don Juan einen natürlichen Abscheu gegen jede Fessel hat, ich könnte mich fürchten, daß das Mädchen, vielleicht eine sehr gewiegte Kokette, ihn zu einer Ehe bewegte."

„Und was wird aus dem jungen Mädchen, gnädige Frau, wenn Ihr junger Herr sie um ihren Ruf und vielleicht um ihren ganzen Lebensfrieden gebracht hat? fragte Hermione mit bleichen, zitternden Lippen."

„Sie sind in dieser Beziehung wol zu ängstlich, Durchlaucht; ein junges Mädchen in einer Branntweinschenke ist eine andere Natur, als eines das unter mütterlicher Aufsicht streng erzogen und vor dem Bösen bewahrt ist. Ein Mädchen, das gewöhnt ist, mit allerlei Männern in Berührung zu kommen, wird — ist sie wirklich solch ein Tugendmuster, wie der alte Walter meint — sich meinen Schelm von Enkel fern zu halten wissen, und ist ihre Tugend eine bloße Falle für unerfahrene Bürschchen, so ist es kein Unglück, wenn

sie in die Grube fällt, die sie selbst gegraben. Ich habe eine Art von Haß gegen solche Geschöpfe, wie die Mutter Heiking's eines war und wie vielleicht die Bergenau auch eines ist. Sie schlagen sich so ungeheuer hoch an, daß sie wähnen, die Hingebung ihrer saubern Person könne von einem Manne der höchsten Stände nicht anders als durch das Opfer seines Ranges und Namens, seiner sämmtlichen Verhältnisse bezahlt werden. Mein Himmel, wenn die Gunst dieser Damen so theuer ist, warum geben sie dieselbe auf Credit? Mädchen, hinter dem Tisch einer Schenke erwachsen, müssen wissen, daß Schulden, welche mit doppelter Kreide vermerkt werden, bisweilen auch unbezahlt bleiben."

Während die Dame in dieser Weise scherzte, war Prinz Alexis eingetreten. Nicht mehr der blonde, schmachtende Jüngling, der er vor sieben Jahren gewesen, sondern ein breitschultriger Mann, von jener etwas kurzen und gedrungenen Gestalt, der man gewöhnlich die höchste Körperkraft zuschreibt. Sein Gesicht war leicht geröthet, wie dies bei Männern, welche viel Wein zu trinken lieben, gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Das blonde Lockenhaar war dünner und dunkler geworden,

und im Auge saß ein gewisser lauernder Ausdruck, den Hermione entsetzlich fürchtete, denn sie kannte denselben, er zeigte sich nur, wenn des Prinzen alter Grimm und Aerger gegen ihre Kinder erregt war.

Er rollte sich einen Sessel in den Damenkreis, erzählte, daß er auf seinem Tscherkessenpferde soeben einen Ritt von sieben Werste in vierundzwanzig Minuten gemacht und fragte dann nach dem Gegenstande der Unterhaltung.

„Wir sprachen vom Lohn der Liebe", sagte die Räthin lächelnd, „besonders von der Art, wie Männer Hingebung und Treue aufzunehmen pflegen."

„Hingebung und Treue", rief der Prinz mit einem häßlichen Lachen, „gibt es dergleichen bei Ihrem Geschlecht? Ich dächte nicht, meine Damen. Die Schönheit, der Liebreiz, die Talente einer Frau, sind die Handelsartikel, mit denen sie sich auf den Markt des Lebens begibt, um sie aufs beste loszuschlagen. Der Meistbietende empfängt sie."

„Ketzer!" sagte die Räthin, an deren Seite er seinen Stuhl gerollt hatte. „Das sagen Sie in Gegenwart Ihrer ältesten Freundin?"

„Noch mehr, ich sage es in Gegenwart meiner schönen Gemahlin", entgegnete der Prinz, sich vor Hermionen, die ihre glänzenden, traurigen Augen auf ihn gerichtet hatte, bedeutsam verbeugend.

Das Herz der schönen Frau, der vornehmen Prinzessin, der reichen Dame war in diesem Augenblick viel, viel schwerer, als jemals das Herz der Gattin des armen Violinisten gewesen war.

Nur zu wahrscheinlich schien es ihr, daß das junge Mädchen, dem der schöne, berüchtigte Enkel der Frau von Heiking nachstellte, ihre schutzlose, unschuldige Tochter sei. Wenn sie ihn lieb gewönne, den gefährlichen Verderber, ihre arme, arme Gertrud, ach, dann gab es für sie kein Erbarmen, keine Rettung. Die böse Frau, welche dem unehelichen Knaben ihres Gatten hundert Schläge in die Hand hatte geben lassen, kannte sicherlich kein Mitleid mit einem armen, ihr fremden Mädchen. Die Mutter hätte ihr Herzblut tropfenweis verspritzen mögen, um sich damit die Freiheit zu erkaufen, ihr Kind schützen und behüten zu können. Und da saß neben ihr der Mann, dem sie gefolgt war ohne Liebe, seines Reichthums wegen. Ja, er hatte Recht, sie hatte

sich verkauft, verkauft an den Meistbietenden. Freilich hatte sie mit dem Kaufpreis nicht nur ihr, sondern auch ihrer Kinder Glück zu sichern gehofft. Ach, Geld gibt nicht immer Glück, ihr hatte es wenig, hatte es gar keines gegeben.

Der Prinz warf einen langen Blick auf seine Gattin. Er verstand bereits in ihrem Herzen zu lesen, wenigstens alles Das darin zu erkennen, was ihn selbst unangenehm berührte.

„Was haben Sie, Hermione?" fragte er, sich hinter dem Stuhl der Räthin zu ihr hinbeugend.

„Ich denke an das Schicksal meiner Kinder, zumal meiner armen Tochter", sagte sie mit ihrem gewohnten, ruhigen Ton. „Ein armes, mutterloses Mädchen ist, ach, so Vielem ausgesetzt."

„Immer dasselbe Leid, meine Theure", entgegnete er, „ich bedaure schmerzlich, dagegen nichts thun zu können. Meine Anerbietungen, wenn auch noch so wohlgemeint, würden in der Familie, von der Sie sich meiner unwürdigen Persönlichkeit wegen trennten, immer für die eines Feindes gehalten werden."

Hermione's Herz erzitterte. Sie kannte diesen Ton, sie fühlte, welche Beleidigung in den

höflichen Worten ihres Gatten für sie enthalten war. Sie fühlte das vielleicht mit doppelter Schärfe, weil der unbestechliche Richter ihres Innern ihr sagte, daß diese bittern, anzüglichen Worte, Wahrheit enthielten.

Die Abendtafel ward servirt. Der junge Haushofmeister öffnete die Flügelthüren nach dem Speisesaal. Prinz Alexis bot den einen Arm der Räthin, den andern der Frau von Heiking, Hermione folgte ihrer Schwiegermutter, die mit ihrem trippelnden Schritt, wie ein Perlhühnchen aussah, das nach dem hingestreuten Futter läuft.

Viertes Capitel.

Die Abendtafel im Speisesaal des Fürsten Moroschin war glänzend. Ein Buffet mit schwerem, altem Silbergeschirr stand in der Ecke des Gemachs. Die Teller von Sèvres-Porzellan, die Gläser aus englischen Fabriken, dienten dem Tisch zum Schmuck, wenn man darüber hinwegsehen konnte, daß ihnen diejenige Sauberkeit mangelte, an die ein deutsches Auge gewöhnt ist.

Mancher Fliegenfleck, manche Spur von dem unsaubern Finger eines Domestiken verunstaltete sie. In den Reifen der schöngeformten Obstkörbe saß schwarzer Schmuz, den gewöhnliches Abwaschen eher mehrte als minderte, da es zu seiner Entfernung achtsamer Augen, einer scharfen Bürste und der Anwendung von Seife bedurft hätte.

Hermione kannte alle die Schmuzstreifen und

kleinen festen Fliegenflecke in dem Geschirr und hatte einen großen Widerwillen gegen dieselben. Jetzt aber hatte sie ihn aufgegeben. Nicht ohne Kampf allerdings, aber sie war nicht Siegerin geblieben in dem Kampf mit der Trägheit und Unsauberkeit der leibeigenen Dienerschaft und dem hartnäckigen Eigensinn ihrer Schwiegermutter.

Anfangs, beim Beginn ihrer Ehe mit dem Prinzen, hatte Hermione den Haushofmeister auf die Unsauberkeit der Geräthe aufmerksam gemacht. Es war für sie schwierig, dem Mann begreiflich zu machen, worum es sich handle, für ihn gehörten die Schmuzstreifen und Fliegenflecke eisern zu dem Inventarium seiner Herrschaft. Zudem sprach er kein Deutsch, und außer seiner Muttersprache ein Französisch, das Hermione immer nur sehr schwer verstand, und das ihr gänzlich unverständlich wurde, wenn es sich um Dinge handelte, an denen Iwan Fedorowitsch kein Wohlgefallen fand. Er wußte dann die Worte so ineinander zu schieben und zu flechten, daß sie auch einem größern Sprachtalent als dem seiner neuen Herrin unverständlich geblieben wären. So viel aber verstand Hermione aus seinen Geberden, bei der Unterhaltung über den inredestehenden

Gegenstand, daß er es für ganz unmöglich erklärte die Sachen sauberer zu machen, als sie im gegenwärtigen Augenblick waren.

Sie befahl strengstens eine Generalreinigung sämmtlicher Porzellan- und Glasgeräthe und sah auch, daß im Zimmer, wo diese Dinge aufbewahrt wurden, eine große Schlacht geliefert ward, in der schmuziges Wasser in Strömen floß und Scherben mancher Art den Ernst des Kampfes bezeugten.

Der Feind aber, den man zu bekämpfen versucht hatte, der alte, feststehende Schmuz, war den gewohnten Waffen gewachsen und behauptete siegreich seinen Platz.

Nun erhob sich Hermione munter und muthig, sie gürtete ihre Lenden mit der weißesten Küchenschürze, ließ Sand, Seife, warmes Wasser, Sodalauge, Bürstchen von verschiedener Form, weiche Lappen und Abtrockentücher in das Porzellanzimmer schaffen und ging selbst nachzusehen, und nach den Anordnungen und unter den Augen der deutschen Hausfrau begann der russische Schmuz zu weichen. Schon glänzten einige prächtige Krystallschalen, mehre Fruchtkörbe von altem Porzellan und andere ähnliche Gegenstände in tadel-

loser Sauberkeit, als die Geister des Orts ihre Schützerin in Gestalt der Prinzessin Feodorowna herbeiführten.

Die vornehme Dame blieb erschrocken stehen und verfärbte sich sichtbar, ob dem plebejen Treiben der Schwiegertochter.

„Meine Liebe", sagte sie, und hob sich ein wenig auf den Zehen empor, um ihre kleine, weiße Hand auf Hermione's Schulter zu legen, „meine Theure, was machen Sie hier?"

Hermione wollte ihr eine Antwort geben, sie aber winkte ihr bedeutsam zu schweigen und bat um ein augenblickliches Gespräch unter vier Augen. Hermione folgte ihr in ein Zimmer.

Dort setzte man sich nieder.

„Ich bin so alterirt", sagte Prinzeß Feodorowna, „daß ich kaum weiß, was ich sagen soll. Meine Liebe! ich muß Sie bitten, wahrhaftig von Herzen bitten, Ihrer neuen Verhältnisse zu gedenken. Mein Sohn hat sie zu seiner Gattin gewählt, ich bin ihm nicht hinderlich gewesen. Er ist mein einziges Kind, und eine schöne Frau kann selbst einen Thron zieren. Der große Czar Peter heirathete ein Mädchen aus dem Volke und sie ward eine Kaiserin. Aber, meine Liebe, immer

muß die Frau sich nach dem Stande ihres Mannes bequemen. Es ist das Gottes Gebot und der Welt Lauf. Diese Dinge sind nicht für Sie, meine Theure. Es geht nicht und darf nicht sein. Wir werden zum Gespött unsrer eignen Leute. Der Iwan Fedorowitsch ist lange in Moskau gewesen, er kennt die Sitten der Welt, meine Theure; Sie werden mich es nicht bereuen lassen, daß ich nicht nach dem Stande meiner Schwiegertochter, meiner Nachfolgerin fragte. Sie werden lernen, sich wie eine Dame zu halten. Man sagt, in Ihrem Vaterlande arbeiten auch Frauen vom Stande. Ländlich, sittlich. Hier geht das nicht, das deutsche Strickzeug ist bei uns verpönt, die Conversation, die Toilette, Religionsübungen füllen unsre Zeit. Sie müssen lernen, meine Theure, sich in die Verhältnisse zu fügen."

So war Hermione's voreiliger Feldzug gegen den russischen Schmuz zu einem schmählichen Ende gekommen. Triumphirend stellte Iwan die noch ungereinigten Geräthe an ihre gewöhnlichen Plätze und äugelte nach den gereinigten mit seltsamen Blicken, sie kamen ihm so verändert, fast verzaubert vor, gar nicht wie seine alten, ihm bekannten Pflegebefohlenen.

Von diesem Tage an verlor aber Hermione das Gefühl des Besitzes aller der Herrlichkeiten, die sie umgaben. In der That besitzt man nur diejenigen Dinge, die man mit Sorgfalt umgibt und mit Vorsicht benutzt. Wer keine Achtsamkeit auf sein Eigenthum verwendet, kommt nie zum rechten Gefühl des Besitzes und ist mitten in der Heimat stets wie ein Reisender, der auch für alle die Geräthe des Luxus und Bedürfnisses, die er augenblicklich gebraucht, keine Verantwortlichkeit hat und folglich keine Vorliebe für sie gewinnen kann.

Am heutigen Abend, wo zwei deutsche Frauen mit ihr an dem Tisch saßen, dessen gute Geister ihr als der Hausfrau gehorchen sollten, fühlte Hermione mit altem Schmerz und neuer Scham, daß sie in dem Hause ihres Gatten nicht an ihrem Platze stand. Sie sah, daß Frau von Heiking einen Löffel an ihrer Serviette abwischte und die Räthin Wender ihre unsaubere Gabel rasch in ein Stück Brot senkte, um sie zu reinigen, und sie fühlte den Stich, als würden die silbernen Zinken des Tischgeräthes direct in ihr Herz gedrückt.

„Es ist nicht meine Schuld“, sagte sie, sich

zu der Räthin beugend, „obwol es Ihnen so scheinen muß, theure Anna, diese russischen Dienstboten sind unreinlicher noch als die in unsrer Heimat.“

Frau Wender nickte ihr lächelnd zu. Prinz Alexis aber sagte: „Ich habe bisher geglaubt, daß das Haus des Gatten die Heimat der Frau sei. Sie aber, Hermione, scheinen diese Ansicht nicht zu theilen.“

„Die Männer sind und bleiben doch arge Egoisten“, unterbrach ihn lachend die Räthin. „Nicht genug, daß wir Namen, Freiheit und Vaterland in der Ehe hingeben müssen, sie verlangen auch alles Ernstes, daß wir die Erinnerung daran verlieren sollen. Prinz, gestatten Sie immerhin Ihrer Gemahlin, daß sie Deutschland noch zuweilen ihre Heimat nennen darf.

„Hermione findet nur stets, daß ihre neue Heimat der alten so weit nachsteht, und daß sie viel verloren hat, indem sie mir folgte“, entgegnete der Prinz bitter.

„Ich habe in Deutschland in sehr ärmlichen Verhältnissen gelebt“, sagte Hermione ruhig, „unsere Freundin, die Frau Räthin, weiß das, mein Gemahl, so gut wie Sie und ich. Ihre Liebe

hat mich zu einem hohen Range erhoben und mit Reichthum überhäuft und es ist natürlich, daß Sie dafür Dank fodern. Wenn ich diesen nicht so ausspreche, als Sie es wünschen, so liegt dies nur an meiner Ungeschicklichkeit, nicht an meiner Einsicht und Erkenntlichkeit. Gewiß aber ist, daß wieviel glänzender ich durch Ihre großmüthige Liebe auch in Rußland gestellt bin, ich mich doch nicht dagegen verblenden kann, daß in meiner alten Heimat, ja und auch in meinen alten Verhältnissen manches war, das meiner Natur besser zusagte."

„Unfehlbar", unterbrach sie die Räthin, „haben Sie darin recht den deutschen Dienstboten, was Sauberkeit betrifft, über den russischen zu setzen. Der russische Leibeigene hat, glaube ich, gar kein Wort, das unserm deutschen Wort Sauberkeit entspräche, zum mindesten kennt er den Begriff davon nicht."

„In unserm Klima und in den hiesigen Verhältnissen ist das auch nicht nothwendig", meinte Feodorowna. Unsere Bauern sind in ihren schmuzigen Hütten ganz glücklich und froh. Der Schmuz wärmt. Das Scheuern, Waschen und Fegen ist ein Luxus, zu dem sie nicht Zeit haben, um so

besser, daß sie ihn nicht vermissen. Hottentotten und Neger leben auch und sind gesund, ohne alle diese Dinge. Wer sich gern wäscht, ist eigentlich zum Diener verdorben. Putz kann Dem, welcher nicht sein eigner Herr ist, weit eher gestattet werden, als diese quäkerhafte Reinlichkeit. Putz kostet Geld, Reinlichkeit Zeit."

„Ich habe darüber nachgedacht", sagte Hermione, indem sie ihr klares Auge auf ihre Schwiegermutter richtete, „wie es kommt, daß diese Leute hier, so ruhig in ihrem Schmuz leben können. Es ist mir klar geworden, daß die Leibeigenschaft gar nicht bestehen könne, bei einem reinlichen Volke. Reinlichkeit verursacht stets Arbeit, wer sehr reinlich ist, muß nothwendig thätig sein, und ein thätiger Mensch lernt endlich nachdenken. Wer aber denkt, der kann nicht mehr wie eine Sache betrachtet werden. Er wird sich sein Menschenrecht erwerben oder dabei untergehen. Die Völker, welche am saubersten sind, sind auch am früheſten bürgerlich frei geworden, die Holländer und die Engländer zum Beispiel, Spanier und Italiener, Russen und Polen dagegen sind nicht durch ihre Sauberkeit berühmt."

„Alle reichen Völker sind reinlich", sagte der

Prinz. „Unsauberkeit ist die natürliche Gefährtin der Armuth."

„Nein, nein!" rief Hermione eifrig. „O, Gott bewahre. Unsauberkeit und Armuth findet man nur darum so oft vereint, weil sie beide zum Gefolge der Faulheit gehören. Nur der Faule ist unsauber, alle Faulheit macht auch bettelhaft. Arm sein ist ein Glück für den Menschen, denn wer arm ist, der kann hoffen, streben, sich am Kleinen freuen. Wer arm ist, aber thätig und sauber, der steht an der Eingangspforte zum Erdenglück und sehr oft gelingt es ihm, sie leise zu öffnen und einzutreten und vorwärts zu gehen. Was kann der Reiche, der Alles besitzt, noch erstreben? Wer Alles hat, für den sind die Pforten der Hoffnung geschlossen."

Prinz Alexis warf einen dauernden Blick auf das schöne Gesicht seiner Gattin, das wie jedesmal, wenn sie, was sehr selten geschah, lebhaft sprach, von einer wahrhaften Rosenglut überhaucht war. Die blauen Augen Hermione's glänzten wie zwei Saphire und ihre Lippen erschienen feucht und purpurroth. Nie gab es ein schöneres Bild, als das dieser Frau, wenn ein Gedanke sie erwärmte und belebte.

„Kennen Sie denn kein Gut, Hermione, nach dem auch der Reiche streben könnte, vergeblich streben, da es für Gold nicht zu kaufen ist?“ fragte der Prinz mehr traurig als bitter.

„Mehr als eines“, entgegnete sie, in ihrem gewohnten ruhigen Ton. „Glück ist für Gold nicht feil, nicht Liebe, nicht Schlaf, nicht ein ruhiges Herz. Die Güter der Erde sind wol gleichmäßiger vertheilt, als es uns manchmal scheinen mag. Der Arme hat bei seinen Entbehrungen die Hoffnung und das Streben, und der Reiche beim Besitz den Ueberdruß als Ausgleichungsmittel von der Vorsehung erhalten.“

Die Diener gingen indeß um die Tafel und präsentirten die Speisen in silbernen Casserolen, unter denen Spiritusflammen brannten.

„Eine sehr geistreiche Dame“, flüsterte Frau von Heiking der Räthin zu, als Hermione schwieg.

Frau Wender selbst war verwundert. Sie hatte nie geahnt, daß die Frau, deren Talent und große Schönheit ihr Interesse eingeflößt, auch einen solchen Reichthum an Gedanken besitzen könne.

„Ich habe von dem Glück der Armuth, daß Sie so beredt preisen, noch wenig gesehen“, sagte der Prinz, indem er seinen Teller mit farcirtem

Aal füllte. „Alle Armen streben wenigstens so sehr sie können, diesem Glücke zu entgehen, indem sie betteln, stehlen, betrügen, ja sich das Leben nehmen oder reich verheirathen, je nachdem sie die Gelegenheit zu einem oder dem andern finden.“

„Ich verstehe sehr wohl, mein Prinz, was Ihre Gemahlin meint“, entgegnete die Räthin, da Hermione auf die lieblose Bemerkung ihres Gatten schwieg. „Ich habe mich ja reich verheirathet, um dem Glück der Armuth zu entgehen und nie Gelegenheit gehabt, diesen Schritt zu bereuen, da mein Gatte noch in den Flitterwochen starb und ich also nie erfuhr, daß man einen Preis für den Reichthum zahlen könne, den kein Weib zahlen mag. Die Achtung und Zuneigung für den Mann einzubüßen, dem ich angehörte, wäre für mich ein Preis, um den mir alle Schätze Golkondas und Californiens nicht zu theuer gewesen, und ich, halsstarrig, eigensinnig und hochmüthig, wie ich nun einmal bin, hätte augenblicklich aufgehört, meinen Gatten zu achten, wenn er es mich empfinden ließ, daß er mich in meiner Armuth gering geachtet, daß ich nicht das Weib seiner Wahl, sondern nur ein hübsches Spielzeug für ihn gewesen, welches er sich für

einen hohen Preis gekauft, um es gelegentlich und nach Belieben auch zerbrechen und mit Füßen treten zu können. Aber das führt uns zu weit ab, denn es führt uns zu der Erklärung des Themas, daß jeder Mann selbst nur soviel werth ist, als er das weibliche Geschlecht werth zu schätzen versteht, und wir sprachen vom Glück der Armuth. Eins, mein Prinz, werden Sie mir wol auch zugeben müssen, daß nämlich die Armuth die Mutter aller Künste und Wissenschaften ist. Der Mensch, nackt und hungrig in diese Welt gestoßen, hat sie sich unterthan gemacht, weil das Bedürfniß ihn zwang, zu denken und zu arbeiten. Was im Allgemeinen eine unleugbare Wahrheit ist, daß zeigt sich auch bis zu dieser Stunde im Einzelnen als wahr. Ich, die ich wie der Zugvogel das Leben gewissermaßen aus einer Höhe zu übersehen fähig bin, kann Ihnen tausend Belege aus meiner Erfahrung aufweisen, daß zum Beispiel aus armen Kindern, die vom Beginn ihres Lebens darauf gewiesen wurden, die eigene Kraft zu üben und zu gebrauchen, in der Regel weit tüchtigere Menschen werden als aus reichen, die sich auf das Vermögen verlassen, was ihnen einst nicht entgehen kann. Noth lehrt nicht blos beten,

sondern auch arbeiten, und Arbeit ist der Boden, auf dem im Leben alles Große und Gute keimt. Das Glück, das unerbeten aus dem Schoose der Götter fällt, ist nur ein seliger Traum, aus dem wir Alle früher oder später erwachen müssen."

Hermione warf einen dankbaren Blick auf die Freundin, die sie so freundlich an das Glück erinnert hatte, dessen Besitz ihr ja die Verhältnisse nicht geraubt, an ihre strebenden wackern Kinder.

„Ein Glück, das die Armuth vor dem Reichthum voraus hat", sagte sie milde, ist schon allein groß genug; der Arme kann und muß für Die, welche er liebt, sorgen, arbeiten und schaffen, er kann ihnen durch die That beweisen, daß er liebt, der Reiche kann seine Liebe nur durch Worte zeigen, und wer die Gabe des Wortes nicht besitzt, wie leicht wird der den Geliebten als fühllos erscheinen."

Prinz Alexis blickte zu seiner Gattin hinüber Wieviel Gold hätte er hingegeben, wenn sie dem Geliebten statt den Geliebten gesagt hätte. Er fühlte, daß er diese Frau, die er grausam quälte, noch wie am ersten Tage ihrer Ehe liebte.

Feodorowna aber sagte:

„Für mich wäre Armuth kein Glück, ich

könnte keins darin finden, wenn ich arbeiten müßte, wenn ich dazu verdammt wäre, grobe Hemden zu tragen, die mir die Haut wund ritzten, und Kartoffeln und Sauerkraut einen Tag wie den andern zu essen. Die Leute, welche arm geboren wurden, können das ertragen, sie sind es gewöhnt, haben auch andere Nerven als wir. Nein, Gott bewahre mich vor Armuth. Es kommt mir ordentlich sündlich vor, wenn man vom Glück der Armuth spricht. Nur Diejenigen sind in ihrer Armuth glücklich, die es, wie unsere Bauern, nicht besser verstehen. Wenn ich aber wie die Mutter des Iwan wohnen sollte oder wenn Sie so wohnen sollten, meine theure Hermione, Sie würden vom Glück der Armuth nicht viel Rühmens mehr machen."

„Ich würde nicht lange wohnen wie Iwan's, Mutter", entgegnete Hermione. „Ich würde die blinden Fenster des kleinen Häuschens waschen und putzen, ich würde da, wo jetzt der große Schmuzhaufen vor der Thür der Alten liegt, Gemüsebeete anlegen, Hopfen und bunte Kresse an den Wänden des Häuschens emporziehen, um die Thür eine Laube bilden. Ich würde um den kleinen Hof Hecken von Stachel- und Johannis-

beeren pflanzen und mir Hühner und Tauben anschaffen. Dann würde ich einen Obstbaum oder ein paar in der Nähe meines Häuschens pflanzen und in kurzer Zeit würde ich so schön wohnen, daß mich alle armen Leute, die an die Stadt gebunden sind, beneiden sollten. Im Besitz aller dieser Dinge wäre ich noch immer arm, aber das Elend der Armuth wäre verschwunden. In Städten sind viele Menschen weit ärmer als die Mutter des Iwan, denn die hat ein großes Stück Land, auf dem sie sich viele nützliche, angenehme und schöne Dinge ziehen könnte, wenn sie arbeiten wollte. Man kann weit ärmer sein als die alte Frau und es hübsch um sich haben und weit reicher, ohne es hübsch um sich zu haben. Wo es nicht Sitte ist, daß —" sie wollte sagen, daß die Hausfrau arbeitet und ihr Gesinde zur Arbeit anhält, da kann es nie hübsch sein, denn es kann da nicht rein sein; aber sie besann sich und schwieg.

Die Räthin Wender nahm das Wort auf und sagte:

„Sie malen uns ein idyllisches Bild von dem Häuschen der Mutter des Iwan, wo liegt es denn eigentlich?"

„Ganz am Ende des Parks", sagte der Prinz;

„aber wissen Sie auch, daß die Alte eine Hexe ist, wahrsagen kann und allerlei Zauberstückchen versteht, die einen förmlich in Erstaunen setzen."

„Das ist interessant!" rief Frau von Heiking. „Ich habe oft von dergleichen gehört, aber Personen, die offenkundig diese Dinge betreiben, habe ich noch nie gesehen."

„So können Sie es hier, gnädigste Frau, doch wird es gut sein, daß Sie sich zu der Alten so begeben, als kämen Sie ohne mein Wissen und das des Popen, sie ist dann viel natürlicher und das Ding hat ein ganz anderes Ansehen, als wenn wir dabei sind."

„Ich weiß nicht, mein Sohn, warum du immer so sprichst und warum du überhaupt erst die Rede auf die Alte und ihre Zauberkünste bringst", rief Feodorowna mit sichtbarer Gereiztheit. „Es ist Thorheit, über Dinge zu spotten, die man nicht versteht, und das thust du, sobald du von der Alten sprichst. Sie weiß mehr als wir und hat Kenntniß von vielen Dingen, die uns verborgen sind. Sie ist kein Gegenstand, mit dem man ungestraft seinen Spott treibt. Es wäre auch für die Damen viel besser, wenn sie nicht erst mit

der Alten anfingen. Es ist nicht gut, mit ihr zu thun zu haben."

Prinz Alexis lachte.

„Es ist meiner Mutter heiliger Ernst mit dieser Furcht vor der Sibylle", sagte er leise, sich zu Anna Wender wendend, „und daß ich so ohne weiteres ihre Einwilligung zu meiner Verheirathung mit Hermione erhielt, habe ich allein der Wahrsagerin zu danken, welche meine Mama bei allen wichtigen Gelegenheiten um Rath fragt. Sie hat gesagt, die Frau, welche ich aus der Fremde heimbrächte, würde mich aus großen Gefahren retten und der Stern der Moroschin würde durch sie wieder hell aufleuchten. So erwartet denn meine Mutter immer noch Außerordentliches von meiner Gattin."

„Sie spannen unsere Neugierde nur höher, Prinz", entgegnete die Räthin. „Eine echte und gerechte Hexe ist ein Ding, das jetzt in der Welt selten wird. Solche berühmte Antiquitäten, wie lebendige Hexen und Mammuthgebeine gibt es nur in Ihrem schönen Vaterlande. Aber sehen und sprechen will ich die Sibylle und mir danach mein eigenes Urtheil bilden."

„Sie ist eine sehr häßliche alte Frau, halb

blind, wie es mir scheint, und gewiß ganz boshaft, ich für meinen Theil gehe ihr gern aus dem Wege", meinte Hermione.

„Sie sind überhaupt nicht sehr neugierig, liebe Freundin", sagte die Räthin, „ich aber bin viel zu sehr eine Tochter Eva's, um nicht jede Gelegenheit wahrzunehmen, wo ich etwas Neues sehen kann, leider gibt es des Neuen unter der Sonne so wenig."

„Das kommt auch nur auf Armuth oder Reichthum an", entgegnete Hermione lächelnd. „Für den Armen gibt es des Neuen unter der Sonne gar viel. Ich weiß, wie neu mir die Welt war, als ich mit dem Prinzen zuerst reiste. Selbst Gegenden und Orte, die ich schon kannte, waren mir neu, denn ich sah andere Dinge darin als zur Zeit meiner frühern Anwesenheit. Und nun erst die großen Besitzungen meines Gatten. Schlösser, Gärten, Wälder und Seen, ja Thiere und sogar Menschen, die er sein Eigenthum nennen konnte."

Der Prinz hatte ihr zugehört und ein Blitzen der Freude zeigte sich in seinen Augen, aber es schwand, als Hermione mit ihrer gewohnten Offenheit hinzusetzte:

„Jetzt ist mir das Alles nicht mehr neu, es hat für mich keinen Reiz und kein Interesse und ich wünsche nur darüber gewiß zu sein, ob ich alle diesen Reichthum nicht vermissen würde, wenn er mir eines Tages plötzlich fehlen sollte. Gärten und Schlösser, Wälder und Seen, Hausthiere und Gesinde bedürfen in diesem großen Ganzen meiner ganz und gar nicht, daß es doch für mich recht traurig wäre, wenn ich ihrer bedürfte."

Keiner der Anwesenden verstand die eigenthümliche Klage der reichen Dame als Frau Wender, diese aber gewann durch dieselbe einen neuen Einblick in den Charakter Hermione's, dessen Werth sie immer schon zu würdigen gewußt hatte.

Der Abend war indeß verschwunden. Eine laue Sommernacht hatte ihren thaufeuchten Schleier über den blühenden Park gespannt, der Halbmond, der noch vor wenigen Stunden silbern am Himmel gestanden, glänzte golden am westlichen Horizonte.

Die Gesellschaft trennte sich für die Nacht und Frau Räthin Wender fand beim Eintritt in ihr Zimmer Hermione's französische Kammerjungfer mit dem eigenen Zöfchen nach Mädchenweise plaudernd und kichernd.

„Ach, denken Sie, Madame, denken Sie nur", sagte die hübsche Dienerin der reisenden Dame, „was mir hier eben Mademoiselle Jeanneton erzählt hat. Es ist eine Wahrsagerin hier, ganz nahe, gleich am Parkthor wohnt sie, und sie soll so klug und klüger sein als Mademoiselle Lenormand und Gott weiß wer. Heute Abend brennt Licht in ihrer kleinen schmuzigen Kabuse, sagt Mademoiselle Jeanneton, sie erwartet jedenfalls Gäste. Die Frau Räthin, die sonst in allen Dingen so gern auf den Grund sehen, sollten doch wahrlich hingehen und sich einmal die Geschichte ansehen. Wer weiß, was man da zu hören und zu sehen bekommt."

„Gehe nur hin, Dorchen, wenn dich die Neugierde plagt", entgegnete die Gebieterin.

„Nein, ich nicht, Frau Räthin, wenigstens ich nicht allein", sagte das Zöfchen bittend. „Sehen Sie nur den herrlichen Abend an. Ich gebe Ihnen Guttaperchaschuhe und schürze gleich Ihr Kleid auf, daß Sie vom Thau nichts zu leiden haben, und dann gehen Sie und gestatten mir mitzukommen. Allein zu gehen fürchte ich mich, und was würde die Hexe auch so einem dummen Dinge, wie ich bin, erst sagen. Bei

der Frau Räthin, da wäre das freilich ein anderes."

Frau Wender hatte auf das Geplauder ihres Zöfchens und vielleicht gar noch auf etwas Anderes hörend, das sich bei den klügsten und geistreichsten Personen bisweilen regen soll, wenn es gilt, zukünftige Dinge zu erfahren, die Guttaperchaschuhe bereits übergezogen.

Jeanneton versicherte, daß sie Zeit genug habe, den Weg zu zeigen, da ihre Durchlaucht ihrer Dienste heute gar nicht bedürfe, und so schritten denn die Drei eine halbe Stunde vor Mitternacht durch den blühenden thaufeuchten Park.

Frau Wender folgte in einiger Entfernung den beiden Mädchen, die plaudernd auf dem, der kleinen Französin schon bekannten Wege vorangingen.

Die kluge Dame sah den Mondschein auf den Wellen des Flusses glitzern, hörte das Lied der Nachtigall und das leise süße Rauschen des Laubes. Die Luft trug ihr den Balsamhauch von tausend Blüten zu, und wie sehr sie sonst sich auch geübt hatte, die Stimme des Herzens in sich zum Schweigen zu bringen und nur den Geboten des Verstandes und der Klugheit zu lau-

schen, die Laute und Düfte der Frühlingsnacht übten auch auf sie ihren zauberischen Einfluß und ließen Gedanken in ihr erwachen, die sie für immer zum Schlaf zu verdammen gewünscht.

Wie wenig Glück auch wieder in dieser aus Liebe geschlossenen Ehe, sagte sie, und noch dazu in Verhältnissen, die das Glück so sehr begünstigen. Wenn es wirklich wahr wäre, daß Liebe das höchste Erdenglück gewährt, so müßte dieser Alexis, der wahrhaftig liebt und sich den Besitz des schönsten Weibes gesichert hat, doch glücklich sein, es müßte Hermione, die geliebt wird, wie es nur ein Weib wünschen mag, und die zugleich sich durch den Gatten mit allem Luxus der Erde umgeben sieht, glücklich sein — und Beide sind es nicht. Was verlangt denn das thörichte Menschenherz eigentlich, um sich befriedigt zu fühlen? Was verlange ich selbst in dieser stillen lauen Nacht? Ich habe es eingesehen, daß mein Reichthum allein mich den Männern begehrenswerth macht, und ich mag nicht das Ziel geldsüchtiger Speculationen sein, mag nicht meine Freiheit und mein Eigenthum den Händen eines Mannes übergeben, der sich nach der Trauung plötzlich ganz anders zeigen könnte, als vor derselben. Ich will meine

großen Besitzthümer so verwalten, daß ich Freude, Andere Nutzen davon haben, ich will selbständig wirken, das Gute fördern und genießen, und dazu bedarf ich vor allem der Freiheit. Die Beispiele der Ehen, die ich im Kreise meiner vielen Bekannten auf meinen weiten Reisen gesehen, sind wahrlich nicht einladend, ich weiß nicht eine, nicht eine einzige Ehe, wo ich an Stelle der Frau stehen möchte. Und doch, doch kann ich jetzt noch im reifen Lebensalter nicht die Sehnsucht unterdrücken nach einem Glück, das gesetzmäßig nur die Ehe gewähren kann. Eine laue Frühlingsnacht ist jetzt noch hinreichend, mir die Augen feucht zu machen durch jene thörichten Herzensregungen, die man bei einem siebzehnjährigen Kinde verzeihen und natürlich finden kann, die aber bei mir ganz albern und unsinnig sind. Und doch sind sie wenigstens natürlich, bin ich doch wie das vom Baume gerissene Blatt, das der Wind des Zufalls umherweht. Ich besitze Häuser und Gärten und habe doch keine Heimat, denn eine Heimat hat nur Derjenige, der mit Menschenherzen durch die Bande natürlicher Liebe verbunden, sich diesen Herzen zu ihrem Glück nothwendig fühlt. Der arme Schauspieler, der mit Weib und Kind aus

einer Stadt zur andern zieht, ist minder heimatlos als ich, die reiche Grundbesitzerin; da, wo seine Frau ihm die Mahlzeit bereitet, da ist sein häuslicher Herd, er trägt die Götter des Hauses in seinem Nomadenzelt mit sich umher. Ich, die ich auf meinen Gütern Verbesserungen ausführe, Sümpfe austrockne, Sandfluren in blühende Wiesen verwandle, bin dort, wo mein Grund und Boden liegt, ja doch nicht heimisch, wer bedarf meiner? Wem würde ich fehlen, wenn ich jetzt über diese Wurzel fallend, todt am Boden liegen bliebe? Ach, es gibt ein Glück, dem Aermsten erreichbar, jedem Herzen erwünscht: treues Wirken in Liebe für Die, welche durch die Bande der Natur mit uns vereint sind. Der Bettler kann es finden, es hat Platz in der ärmsten Hütte und auch der stolzeste Palast ist nicht zu groß, nicht zu vornehm dafür. Die Königin und die Bäurin, die Edelfrau im Palast und die bürgerliche Hausmutter in ihrem einfachen Zimmer kann es schaffen und festhalten, warum, o warum ist es so selten auf Erden, warum scheint es so gänzlich auszusterben? Die Civilisation schreitet vorwärts, eine Erfindung reicht der andern die Hand, mehr und mehr wird die Menschenkraft Herrin der

Naturkräfte. Es gibt keine Ferne mehr auf dem Erdenstern, es gibt fast keine Unmöglichkeit mehr für die menschliche Kraft und Wissenschaft, warum wird nur das Glück, das eigentliche echte, wahre und beinahe einzige Glück der Erde, das häusliche seltener und seltener?

Die Räthin schritt langsamer bei diesen Gedanken, die kichernden Mädchen waren ohne sich umzusehen vorausgeeilt, der Park war groß und reich an Bosquets und kleinen Hainen, eine Baumgruppe erschien der andern so ähnlich.

Frau Wender sah sich plötzlich allein, in einer ihr gänzlich fremden Gegend. Dichte Bäume verbargen ihren Blicken das Schloß, zudem war der Mond untergegangen und es war nicht wenig dunkel in den grünen Laubgängen. Sie ließ ihre Uhr repetiren, es war halb ein Uhr. Die Geisterstunde, sagte sie zu sich selbst, halb lachend und halb ärgerlich über das kleine Abenteuer. Indeß dachte sie an Tell's Worte: „Denn jede Straße führt ans End' der Welt" und ging rüstig vorwärts, irgendwo einen Ausgang aus diesem Buschwerk suchend.

Sie war noch nicht lange so aufs Gerathewohl dahingeeilt, als sie sich an einem Gitter

sah, hinter welchem wieder hohe uralte Bäume standen. Das Gitter muß irgendwo eine Pforte haben und diese Pforte führt jedenfalls nach einem Hauptwege, dachte sie und ging längs des Gitters zwischen niederm Strauchwerk, ganz ohne Pfad, durch thauiges Gras und kleine Gewächse eine Weile hin. Sie hatte sich nicht getäuscht, bald hatte sie die Pforte erreicht. Uralte Linden überwölbten sie mit ihren mächtigen Zweigen. Eine Inschrift in russischer Sprache sagte ihr, obgleich sie den Spruch, den sie ausdrückte, nicht verstand, daß sie sich an der Pforte des Kirchhofs befinde.

Sie ständ einige Augenblicke still und strengte ihre Augen an, zwischen den dichten Bäumen des Gottesackers die Gestalt und Form der kleinen griechischen Kapelle zu erkennen, die sie, von mächtigen Baumriesen umgeben, als ein dunkles Etwas inmitten des Platzes liegen sah. Allmälig wurden ihr die Gegenstände auf dem Kirchhofe sichtbar und deutlicher. Sie erkannte die einzelnen Grabhügel, die schrägen griechischen Kreuze, die hin und wieder neben denselben standen, die Bäume, deren maigrünes Laub, ins tiefe Dunkel der Nacht getaucht, schwärzlich wie Gagat schim-

merte. Sie sah den besandeten Weg, der sich zwischen dem Grün der Gräber, um manchen Grabstein herum, nach der Kapellenthür hinwand, den breiten Weg von der Pforte nach eben dieser Stelle, ja sie erkannte endlich die blühenden Blumen auf einigen Gräbern, die welken Kränze auf andern und die russischen Buchstaben auf den Kreuzen.

Ihr Auge hatte sich an das Dunkel gewöhnt und sie gewahrte nun, daß ein lebendiges Wesen sich zwischen den Grabhügeln hin- und herbewegte. Das Geschöpf erschien so klein, daß sie es unmöglich für einen erwachsenen Menschen halten konnte, und für ein Kind war es zu breit und unbehülflich. Fast sah es aus wie ein großer Vogel mit dunkeln Flügeln, doch ein Vogel konnte es seinen Bewegungen nach auch nicht sein. Es schlich katzenartig zwischen den Gräbern hin und her, kauerte sich neben einem zusammen, richtete sich an einem andern etwas höher auf und war bald hier, bald dort, in einer geheimnißvollen Geschäftigkeit.

Die Räthin sah dem seltsamen Treiben eine Weile zu. Was es nur sein muß? dachte sie und bezwang kräftig jenes eisige Grauen, das bei

Nacht und Einsamkeit wol auch ein muthiges Herz beschleicht, und als endlich die Sache ihr gar zu seltsam und unheimlich erschien, öffnete sie muthig die Gitterpforte und betrat den Kirchhof, um in der Nähe den Gegenstand zu betrachten, der ihr aus der Ferne so seltsam erschien.

Als sie, gehüllt in ihre weiße Kaschmirmantille, ruhig und ohne zu zittern, den breiten Gang hinaufschritt, huschte das unheimliche Ding hinter die Kapelle und nöthigte sie auf diese Weise, auch dorthin zu gehen.

Es floh und versteckte sich vor ihr, das erschien ihr zweifellos, umsomehr aber wuchs ihr Verlangen, es kennen zu lernen, und so verfolgte sie es denn mit Hast und Geschick und sah sich endlich am Fuße eines Granitwürfels, der ein Grabmal auszeichnete, einer kleinen, breiten, krüppelhaften Menschengestalt gegenüber, die ihr ein paar magere gefaltete Hände entgegenstreckte und in russischer Sprache etwas murmelte, das offenbar der Betonung nach eine flehentliche Bitte war.

Die Räthin zog ihre Börse und legte ein Geldstück in die Kralle, die sich gierig über demselben schloß und jetzt plötzlich begann das Geschöpf in ziemlich gutem Deutsch zu krächzen:

„Eine Dame, eine schöne fremde Dame; ah, ah, nicht Wassiliew, der Pope, ah, ah, befehlen Sie der Alten, was sie thun soll! Wollen Sie einen Liebestrank oder soll Ihr Gatte einmal fester schlafen als sonst? Ich kenne allerlei Kräuter und weiß den Tag und die Stunde, wenn man sie graben muß."

Der Räthin ward jetzt wirklich bange, sie sah sich um Mitternacht allein an einem abgelegenen Orte einem Geschöpf gegenüber, das jedenfalls verbrecherische Dinge trieb und sicherlich keine angenehme Gesellschaft für sie sein konnte. Das graue struppige Haar des Weibes hing wüst, von einer schmuzigen Mütze halb versteckt um ihren unförmlich großen Kopf. Die scharfe Vogelnase, das vortretende Kinn, der geifernde Mund bildeten vereint mit der unglücklichen verkrüppelten Gestalt ein so scheußliches und grauenerregendes Ganzes, als die Phantasie es nur ersinnen kann. Dazu Mitternacht, ein Kirchhof und das Gefühl von aller Welt geschieden zu sein, alles Das hätte vielleicht hingereicht, einen muthigen Mann wenigstens augenblicklich zu verwirren. Die Räthin aber war eine muthige Frau und diese verstehen bekanntlich wenigstens die Kunst, äußerlich gefaßt

zu erscheinen, wenn auch das Herz sich innerlich in Furcht zusammenkrampft.

Sie sagte also in einem Tone, dem man das Zittern nicht anhörte:

„Ich brauche nichts von Euch und will nur, daß Ihr mir den nächsten Weg durch den Park nach dem Schlosse zurück zeigt."

Die häßliche Alte schüttelte grinsend den Kopf.

„Ihr kommt vom Schlosse, Schätzchen", sagte sie, „und wolltet zur Alten, das weiß ich wol, um diese Zeit laufen die zarten Damen nicht zum Vergnügen im Park umher, wenigstens nicht ohne einen Beschützer, denn eine mondlose Mitternacht lockt die Schläfer nur paarweise ins Freie. Wer einzeln umherstreicht unter diesen Bäumen zur Zeit der Eulen und Fledermäuse, der sucht mich. Sagt mir darum immerhin Euer Anliegen, hier in diesem Winkel ist mein Haus so gut wie dort drüben hinter dem Parkthor, hier", fügte sie hinzu und warf einen wilden Blick auf den Rasen zu ihren Füßen, „haben sie Den eingescharrt, der meinethalben den Tod erlitt, den gräßlichsten, den die arme Creatur sterben kann, warum sollte ich da nicht zu Hause sein, wo das Herz ist, das mich liebte?"

„Wenn Ihr wißt, daß ich zu Euch wollte", entgegnete die Räthin fest, „so müßt Ihr ja auch wol wissen, was mich zu Euch führte."

„Laßt mich Euch in die Augen sehen und ich sage es Euch", sprach die Hexe, indem sie einen festen schimmernden Blick auf das Gesicht der vor ihr Stehenden heftete. „Ihr kommt aus Neugierde", fügte sie dann hinzu, „arme Thörin, die jedem Dinge nachläuft, das ihr neu und seltsam erscheint, weil sie nichts besitzt, was sie lieben könnte."

Wie die Alte sich bei diesen Worten von ihr abwandte, sah die Räthin, daß sie unter ihrem schwarzen zerrissenen Mantel einen Korb mit allerlei Kräutern trug, unter denen sich besonders die weiße zierliche Blüte des Stechapfels bemerkbar machte.

„Bringt mich nach dem Schlosse", sagte die Räthin noch einmal, „und ich will Euch ein Goldstück geben."

„Erst kommt in mein Haus, wohin Ihr wolltet, und dann soll Euch nichts mehr hindern zu gehen, wohin es Euch beliebt", entgegnete die Hexe, indem sie mit ihren schleichenden Schritten zwischen den Gräbern voranging.

Frau Wender folgte ihr, das Abenteuer jetzt belächelnd, das ihr noch vor ein paar Augenblicken höchst grausig erschienen und bald stand sie vor der Thür der kleinen unsaubern Hütte, aus deren rauchigem Fenster ein helles Licht auf die Straße hinausstrahlte.

„Tretet ein im Namen der Dreieinigkeit“, sagte die Alte, dem Gast an der Thür das Weihwasser reichend.

Frau Wender that, was die Sitte der Gegend foderte und netzte sich Stirn und Brust mit den heiligen Tropfen, dann sah sie sich neugierig in dem Raume um, der beim Licht einer gelben schweren Wachskerze, die still auf einem weiß überdeckten Tischchen brannte, nichts Unheimliches hatte, ja der sogar, als das Innere einer russischen Bauernstube, einen unerwarteten Luxus und Comfort zeigte.

Auf dem ungeheuren Ofen lag wie gewöhnlich das Bett, hier ein wirkliches Bett mit bunten Ueberzügen. Einige Gläser und Flaschen standen in einer Ecke auf einem blau angestrichenen Regale. Ein paar Rohrschemel waren in die Ecken gerückt und vor einem derselben stand ein Rad zum Hanfspinnen. Oben auf dem hölzernen

Regale lag der einzige Gegenstand, der das Hexenmetier der Einwohnerin bezeichnete, ein weißer Todtenschädel, der seltsamerweise als Blumentopf benutzt war und aus dessen Augenhöhlen lange üppige Sträußer des gelbblühenden Johanniskrautes hervorwuchsen.

Die Räthin konnte nicht unterlassen ihre Blicke auf diesen seltsamen Gegenstand zu heften.

„Seht ihn Euch nur an“, sagte die Alte, die ihren Gast genau beobachtete, „seht ihn Euch an. Wie er da liegt, gehörte er einst einem schönen, guten und klugen Manne, dem besten, den ich gekannt, dem sanftesten, muthigsten, gutherzigsten Geschöpf, das unter Peitschenhieben seinen Geist aufgeben mußte.“

Frau Wender schauderte.

„Ja, ja!“ sagte die Alte, „laßt es Euch nur eiskalt über den Nacken laufen. Ihr habt guten Grund dazu. Seit ich den Armen sterben sah, ist keine Stunde vergangen, wo die Erinnerung an ihn aus meinen Gedanken gekommen, und ich werde ihn rächen, ich werde es.“

Die Räthin hatte sich ermüdet und tief ergriffen niedergesetzt, die Alte räumte allerlei seltsame Dinge aus den Winkeln mitten in die

Stube, zog mit Kreide einen Kreis auf dem Fußboden und schickte sich an, irgend eines der Kunststücke zu machen, die ihr den Ruf als Hexe zugezogen.

„Laßt das", sagte ihr Gast, „ich bedarf Eurer Künste nicht, Ihr selbst seid mir interessanter als alles Andere; sagt mir, wer Ihr seid, wie Ihr zur Kenntniß meiner Muttersprache gekommen, erzählt mir von Eurem Leben und es soll Euch eine reichliche Gabe werden, reichlicher, als wenn Ihr alle Eure Zauberkünste an mir versuchtet."

„Wollt Ihr nichts hören von Eurem Liebsten?" fragte die Alte mit grinsendem Lachen. „Ihr seid in dem Alter, wo ein Weib den Sohn für den Liebhaber aufopfert."

„Ihr seid unverschämt", unterbrach Frau Wender die häßliche Alte, „ich habe übrigens weder Sohn noch Liebhaber und bedarf Eurer Weissagungen nicht, da Ihr nicht einmal fähig seid, mir anzusehen, welch einen Charakter ich besitze. Ich wiederhole es Euch indeß, erzählt mir Eure Geschichte und ich will Euch mehr geben, als die beste Prophezeiung Euch einbringen würde, vor Allem sagt mir, wie kommt Ihr zur Kenntniß der deutschen Sprache?"

Die Alte warf einen langen Blick auf ihren Gast und Frau Wender konnte dabei bemerken, daß ihre schwarzen, ungewöhnlich großen Augen wie Granaten im Licht funkelten und einen röthlichen Schimmer bekamen. Diese Augen konnten, wenn in der Jugend seidene Wimpern ihren Strahl brachen, von wundersamer Schönheit gewesen sein, auch der Schnitt der gebogenen Nase war durchaus edel und der Mund fein geformt, wenngleich zahnlos und eingefallen. Die Zeit und vielleicht auch Unglücksfälle und Mishandlungen hatten ihr Aergstes an diesem Menschenantlitz und an dieser Gestalt gethan. Das Gesicht, von hundert Linien durchfurcht, hatte häßliche Narben, die Augenwimpern waren ausgefallen und die Augenlider geschwollen und geröthet. Dazu war ihr Körper sehr gekrümmt, sodaß er, von einer bestimmten Richtung gesehen, zwerghaft klein erschien. Wenn es der Verkrüppelten aber einst möglich war, das Haupt mit dem Oberkörper zu seiner ganzen Höhe zu erheben, so mußte sie groß, größer selbst als die Räthin gewesen sein, die von Minute zu Minute ein wärmeres Interesse für das unglückliche Geschöpf empfand, das sicherlich schauervolles Leid erfahren und dessen Leben ein Nacht-

stück in der Geschichte der Menschheit ausmachen mochte.

„Gebt mir die Hand und laßt mich Euch wenigstens aus der Hand wahrsagen, wenn Ihr sonst nichts von mir wollt", sagte die Alte, zudringlich bittend.

Es war von Anfang an der Zweck des Besuchs der klugen Dame gewesen, sich ein wenig den Spaß zu machen und zu hören, was denn die Sibylle ihr, die weder Liebschaften noch Geheimnisse hatte, von der Zukunft sagen würde, und so reichte sie denn ihre weiße Hand hin und legte sie in die harte runzelvolle der Alten, die lange nachdenklich in die rosige Tiefe derselben starrte.

„Das ist eine seltsame Hand", sagte sie endlich mit einem tiefen Seufzer. „Nicht eine Linie der Leidenschaft, weder der Liebe noch des Hasses, ist darin abgedruckt. Seid Ihr viel jünger als Ihr scheint, Dame?"

„Erscheine ich älter als vierzig Jahre?"

„Nein, Madame, viel jünger!"

„Nun ich bin beinahe einundvierzig."

„Seltsam, seltsam! Ihr habt keinen Liebhaber, habt nie einen gehabt, Ihr seid reich, schön, warum habt Ihr nicht geliebt?"

„Ich habe gearbeitet, gelernt, gedacht, gewirkt, da hatte ich zum Lieben weder Zeit noch Lust", sagte die Räthin, vor dem scharfen Blick des Weibes vergessend, daß sie mit einem Geschöpf sprach, das in seiner Bildung wahrscheinlich auf der untersten Stufe stand und sie schwerlich verstehen konnte."

Sie sah sich indeß verstanden, denn die Alte blickte ihr nochmals scharf in die Augen und sagte: „Gearbeitet, gelernt, gedacht — waret Ihr denn niemals jung? In der Jugend spricht das Blut und die Phantasie, die Langeweile und der Nachahmungstrieb unterstützen es, und dann verlassen Töchter ihre Eltern und folgen dem Fremdling in unbekannte Gegenden, zu fürchterlichen Schicksalen, zu Mord, Blut, Elend und Sünde aller Art, und das nennt man Liebe! Nicht das Gefühl, das uns an die Heimat der Kindheit fesselt, nicht die Dankbarkeit, die wir Denen schuldig sind, die uns erzogen und auf den Händen trugen, ist Liebe, nicht die Anhänglichkeit an Geschwister, die mit uns das Glück der Kindheit theilten, Alles das nicht, Alles nicht. Wer liebt, scheut sich nicht des Vaters Herz zu brechen, den Geschwistern ein schlimmes Beispiel zu geben,

Vaterland und Vaterhaus heimlich zu verlassen, um dem Verführer zu folgen. Seht mich nicht so erstaunt an, ich rede nicht irre, ich träume auch nicht, wenn nicht mein ganzes Leben ein wüster, langer Traum gewesen, so habe ich Das, was ich Euch sagte, aus eigener Erfahrung."

„Ihr scheint sehr unglücklich zu sein, armes Weib", sagte die Räthin mit tiefem Mitleid, und in der That die Erscheinung vor ihr, der Ort, wo sie dieselbe gefunden, Alles an ihr, selbst die Sprache, war von der Art, daß auch ein härteres Herz, als das Anna's, bewegt worden wäre. „Ihr seid nicht hier geboren, keine Leibeigene des Prinzen?" fragte sie theilnehmend.

„Die Luft, die über die Berge streicht, ist nicht freier als ich", entgegnete die seltsame Frau, nicht ohne eine gewisse Erhabenheit des Ausdrucks, „und der Himmel ist nicht ferner von der Hölle, als meine Jugendheimat von diesem bösen Orte."

„Und seid Ihr nicht die Mutter des Iwan Fedorowitsch, des Haushofmeisters im Schlosse?" fragte die Räthin weiter.

Die Alte nickte, es lag etwas Wildes und Grausiges in dieser lautlosen Bejahung, das fast noch fürchterlicher erschien als ihr früheres Sprechen.

„Und wie ist Euer Name, unglückliche Frau?" fragte die Räthin weiter.

„Einst nannte man mich die «Rose von Saron», jetzt die «Alte mit dem bösen Blick», die «Alte», die «Mutter des Iwan Fedorowitsch», auch schlechtweg die «alte Hexe»."

„Aber beide Namen erhieltet Ihr nicht bei Eurer Taufe, arme Frau, sagt mir Euern Taufnamen, sagt mir, wie man Euch in der Jugend in Eurer Familie nannte."

„Einen Taufnamen habe ich nicht, denn ich gehöre nicht zu Denen, die getauft wurden, in meiner Familie nannte man mich, — nein, ich mag den Namen aus der Zeit jugendlicher Unschuld nicht aussprechen, wozu sollte ich auch den Klang noch einmal in mein schuldbewußtes Herz klingen lassen. Ich bin die «Hexe», die «Alte», ich bin nur Das, was Schuld und Verzweiflung von dem Geschöpf übrig ließen, das einst jung, schön und schuldlos war, aber Halt! Gebt mir noch einmal Eure Hand, vornehme und freundliche Frau, ich will Euch wahrsagen, jetzt kann ich es besser als vor einer halben Stunde."

Die Räthin reichte noch einmal die Hand hin, und nachdem die Alte sie betrachtet, sagte sie ruhig:

„Nichts Böses darin, nichts, wie sehr ich auch sehe. Ihr habt ein gutes Herz, einen guten Verstand und gutes Glück. Hört! Ihr möchtet nicht mehr allein sein, Ihr habt öfter als sonst Gedanken an eine Heimat, in der ein Familienkreis Euch liebt, ein Gatte Euch beschützt. Ihr liebt Keinen, nehmt den Ersten, der Euch daheim begegnet, hört Ihr, der Erste der Beste für Euch. Der Erste, bei dessen Anblick Ihr der Hexe von Morawa gedenkt, den nehmt, es ist nicht zu spät für Euch, und er wird Euch mehr von der Hexe sagen, gehabt Euch wohl, fort, fort mit Euch, es wird mir schlecht, auch kommen Menschen, geht, lauft, fliegt aus dieser fluchbeladenen Hütte, seht nicht hinter Euch, fort, fort! Die nächste Minute bringt Tod und Verderben."

Die Sprache und das ganze Wesen der Alten hatte etwas furchtbar Ergreifendes, dem selbst die ruhige Festigkeit Anna's nicht widerstehen konnte. Sie war von dem Sessel aufgestanden und verließ von ihrer Wirthin hinausgedrängt und geschoben das enge Zimmer. Draußen lag der Thau auf Baum und Zweig, auf jeder Grasspitze, an jeder Blütenfaser. Die Nacht begann

leise, leise ihren dunkeln Saum vom Rande des östlichen Horizonts wegzuziehen, und ließ dort einen Streifen Licht wahrnehmen, zart dämmernd, wie die erste Erkenntniß des Guten und Rechten in der Seele des Unerzogenen, dem Liebe den Schleier von der verdunkelten Seele zu heben beginnt. Der Hauch des nahenden Morgens rauschte in den Bäumen und die Sterne sahen mit feuchten Augen auf die Erde, wie Schwestern auf die geliebte Schwester blicken, den Abschied von ihr ahnend, weil die Sonne des Lebens, die Liebe ihr näherrückt, vor der alle andern Himmelslichter erbleichen.

Frau Wender schritt rasch, ohne umzublicken, wie die Alte ihr befohlen, auf dem breitesten Wege vorwärts und sah sich bald in der Gesellschaft ihrer heftig geängstigten Zofe, die in Gemeinschaft mit der Französin Hermione's, die Gebieterin aller Orten im weiten Park, nur nicht da gesucht hatte, wo sie eben geweilt. Das Mädchen küßte mit sichtlicher Freude die schönen Hände Anna's, bat tausendmal um Vergebung, nicht aufmerksam auf den Weg derselben geachtet zu haben und wollte, als der Wind leise kältend durch die Bäume strich, durchaus noch den Kopf

ihrer Gebieterin mit dem eignen Shawl verhüllen, damit sie sich nicht erkälte.

Frau Wender wehrte lächelnd der liebevollen Besorglichkeit, die, wie sie wol wußte, nicht Heuchelei war, und die sie erfreute.

„Laß nur, Dorchen“, sagte sie herzlich, zu der hübschen Kleinen, „mir ist nicht kalt, eher heiß, ich komme aus einem warmen Zimmer.“

„Sie waren bei der Alten?“ fragte das Mädchen eifrig. „O, Frau Räthin, war es nicht ängstlich für Sie? Die Alte soll böse sein und zu Zeiten schlimme Dinge thun, sagt Mamsell Jeanneton, o, ich hätte mich todtgeängstigt, wenn ich Sie in der Gesellschaft gewußt.“

„Die Alte ist ein sehr unglückliches Weib, halb wahnsinnig wie mirs scheint, doch denke ich nicht, daß sie mir oder irgend Jemand, der sie besucht, etwas Böses anthun würde“, erwiderte Frau Wender.

„O, die ist nicht wahnsinnig“, sagte Dorchen eifrig, „die ist klug und schlimm, ein wahrer Höllenbesen, denken Sie nur, Frau Räthin, was Mamsell Jeanneton mir erzählte, das garstige Weib handelt mit schlimmen Tränken, sie hat ihr selbst welche angeboten. Nachts treibt sie sich auf den

Kirchhöfen und an den Plätzen herum, wo allerhand Unthaten geschehen sind, und da sammelt sie Kräuter und preßt Saft aus, sie soll bis Moskau und Petersburg berühmt sein, und viele Damen sollen sie in der Stille besuchen. Ihr Sohn selbst, der Haushofmeister Iwan, hat der Mamsell Jeanneton gesagt, daß sie gewiß Geld habe, viel Geld sogar, daß sie es aber tief und heimlich versteckt halte, so daß kein Mensch es finden würde, wenn sie einmal plötzlich stürbe. Mir graut jetzt sehr vor dem alten, bösen Weibe und es thut mir leid, daß Sie da gewesen sind, liebe Frau Räthin, hätte ich gewußt, was ich jetzt erfahren, ich hätte Sie gewiß nicht so getrieben hinzugehen. Wer kann wissen, ob sie Ihnen nicht etwas Böses gethan."

„Beruhige dich darüber, Dorchen", sagte die Räthin, „jedenfalls ist diese Person eine Unglückliche von nicht gewöhnlicher Art, und wir beide zusammen wollen uns Mühe geben, ihr auf eine oder die andere Weise beizustehen und ein wenig Gutes zu thun."

„Die Frau Räthin würde selbst den Teufel für einen Unglücklichen halten, wenn Sie ihn irgendwo am Kreuzwege träfen, und versuchen

ihm ein wenig Gutes zu thun", sagte das Mädchen, „für Sie gibt es gar keine bösen Menschen in der Welt."

„Nun, Dorchen, ist nicht, wie die Legende lehrt, auch der Teufel ein Unglücklicher, ein gefallener Engel? und folglich des Mitleids und der Hülfe werth. Ich denke, du und ich, wir wissen, daß sich die Gefängnisse weniger mit Verbrechern füllen würden, wenn man bei der ersten Sünde, zu welcher die Noth verführte, dem Sünder Mitleid und Hülfe zeigte, statt Härte und Strafe."

Das junge, hübsche Mädchen beugte sich und küßte den Rock ihrer Gebieterin, und ihre schönen Augen füllten sich mit Thränen.

„Nein, weine nicht", sagte Frau Wender, „weine nicht, armes Kind, das sollte kein Vorwurf für dich sein, sondern nur eine Mahnung zur Nachsicht."

„O, ein armes, armes Kind, das die Eltern und die an ihrer Stelle stehen, zum Bösen zwingen", sagte das Mädchen schluchzend, „und ein altes, grundböses Weib, das Liebestränke und noch schändlicheres braut und verkauft, das ist doch noch ein Unterschied."

„Die Nöthigung zum Bösen, mein Kind", antwortete die Räthin mit tiefem Ernst, „liegt entweder in dem Zwange durch Andere, oder durch die Noth, oder durch angeborene, schlimme Leidenschaften, immer aber, Dorchen, immer ist der Verbrecher ein Unglücklicher, fast ein Wahnsinniger zu nennen und dem Glücklichen, Dem, welchem Gott das Gute gegeben, sei es in Gestalt des Reichthums, oder des ruhigen Blutes und der verständigen Ueberlegung, geziemt, daß er sich des Elenden annehme. Du wirst mir hier wieder Hülfe leisten, liebes Kind, wie du mir in einer längst vergangenen Stunde mit Hand und Mund versprochen. Erkundige dich so genau als möglich nach dem Geschick dieses unglückseligen Weibes, ich denke, es wird dann geschehen, was schon so oft geschah, dein Mitleid wird noch tiefer und schmerzlicher sein als das meine, und dein Wunsch und Bemühen zu helfen, dem meinen nicht nachstehen."

Der letzte Theil dieser Unterredung war von den Beiden schon in dem eleganten, warmen Zimmer der Räthin geführt worden, nachdem Mamsell Jeanneton an der Thür längst sich mit einem Knix verabschiedet. Es herrschte ein eigen-

thümliches Verhältniß hier zwischen Herrin und Dienerin, und die Räthin Wender machte ihre oft weiten Reisen, vielleicht weniger zweck- und nutzlos als Diejenigen dachten, welche die reiche und kluge Frau nur flüchtig kannten. Dorchen küßte ihrer Herrin die Hand mit Thränen der Liebe. Frau Wender entkleidete sich selbst, die reisende Dame bedurfte bei ihrer Toilette stets nur sehr geringer Hülfe, und als der Morgen leise mit goldnen Schuhen über dem Park zu Morawa heraufstieg, lag Stille und Schlaf friedlich auf allen Bewohnern des stattlichen Schlosses.

Fünftes Capitel.

In E.. viele Meilen nordwestlich von dem Garten, welchen wir in der Morgenfrühe gesehen, brach der junge, goldene Frühlingstag fast funfzehn Minuten später, aber nicht minder klar und rosig an. Seine lachenden Strahlen küßten den Thau von den Grasspitzen des Kirchhofes und von den Akazien, die sich leise säuselnd über das Grabmal der Familie Dubois beugten. Dort, auf der kleinen Bank, auf der sie manche Stunde in Glück und Leid zugebracht, dort, wo sie den entscheidenden Augenblick im frühen Leben der Jungfrau, die erste Bekanntschaft mit dem Geliebten verlebt, saß Gertrud, und das Morgenlicht vergoldete ihr zartes, jugendliches Gesicht.

Ihre Hände lagen zum Gebet gefaltet in

ihrem Schoos und ihre ernsten, tiefdunkeln Augen, hingen mit dem Ausdruck innigster Herzenserhebung an den leichten Federwölkchen, die vom Hauch der Frühlingsluft getragen, über das Himmelsfeld schifften. Wie schön, o, mein Gott, wie schön ist deine Welt, sagte sie, nur Dem hörbar, der auch den leisesten Gedanken, den unausgesprochenen Wunsch des Herzens vernimmt, wie vollkommen Alles, was dein Allmachtswort erschaffen. Wie den Strom des Lichts, gießt deine Hand auch den Strom des Glückes aus über die schöne Erde, und jedes Menschenherz kann beseligt sich hineintauchen, jedes, das die Schönheit der Welt, welche die erhabene Offenbarung deiner Allmacht, Weisheit und Güte ist, mit seinem Auge zu erfassen fähig ist. Laß mich dir von Moment zu Moment ähnlicher werden, in meinem kleinen Menschendasein, indem ich unabläßig darnach strebe, um mich und in mir das Schöne herzustellen, das Schöne, das wie in deiner Schöpfung, auch das Gute und das Wahre zugleich ist. Laß mich schaffen wie du, mit Kraft, Güte und Weisheit, das trotz aller Hindernisse, das Schöne um mich erblühe, daß es sich mehre auf Erden, da wo ich walte, und laß mich an

dem neuen Ort, wohin dein Wille mich mit meinem Wirkungskreise verpflanzt, festwurzeln in Liebe und treuem Streben!

Eine warme Hand legte sich in diesem Moment leicht auf die Schulter des betenden Mädchens. Gertrud sah ohne zusammenzuschrecken auf, sie wußte, daß es nur die Hand des Bruders sein konnte, der gekommen war, die Schwester von ihrem Lieblingsplätzchen zu holen, damit sie sich und die ihrer Pflege Anvertrauten, zur bevorstehenden Abreise rüste.

Sie stand auf und wollte ins Haus zurückkehren, Eduard aber hielt ihre Hand fest und zog sie zu sich nieder auf den besonnten Sitz.

„Wir haben noch Zeit, meine Gertrud", sagte er, und der Ton seiner Stimme hatte jenen weichen Klang, den das Gefühl des Scheidens in jeder Menschenbrust erklingen läßt. „Bleibe noch hier bei mir, unser Schwesterchen schläft, ebenso der Vater; ich habe die letzten umherliegenden Kleinigkeiten in deine große Reisetasche gepackt, der Wagen, der uns nach dem Bahnhofe bringen soll, kommt erst in zwei Stunden, bleibe hier mit mir und laß uns dein Lieblingsplätzchen noch ein Weilchen benutzen."

Gertrud setzte sich zu ihm und legte freundlich ihre Hand in die seine.

„Was dachtest du, meine Schwester", fragte der Bruder, „als du so mit feuchten, verklärten Augen emporblicktest?"

„Ich betete, Eduard!"

Der Jüngling seufzte. „O, du bist glücklich, wenn du das kannst", sagte er trübe. „Ich habe es nicht gelernt und nicht geübt."

„Das Gebet ist süß und leicht", entgegnete sie heiter, „du darfst es nicht erlernen, es kommt von selbst, in jedem guten Augenblick, es kommt nicht wie die Blume, die langsam und allmälig zum Himmel emporblüht, sondern plötzlich wie der Quell, der selbst den Felsen sprengt, dann silberhell dahinrieselt und überall, wohin er fließt, Blumen erblühen läßt."

„Du bist eine Dichterin, meine kleine Gertrud", sagte der Bruder lächelnd. „Ach, leider gibt es der Felsen, deren versteinerte Brust der Quell des Gebets niemals sprengen kann und wird, nur zu viele. Mein Herz ist einer davon. Ich kann nicht beten, denn ich kann nicht glauben."

„Nicht glauben, Eduard? Was verstehst du darunter?"

„Ich glaube nicht an einen persönlichen Gott, der etwa wie ein irdischer König das Weltall regiert. Ich glaube noch weniger an Das, was mir beim Confirmationsunterricht, als das Geheimniß der Erlösung bezeichnet ist. Der zürnende Gott, der eines schuldlosen Opfers bedürfte, um versöhnt zu werden, erscheint mir als das Hirngespinnst eines Priesters. Wenn es ein höchstes Wesen gibt, wie kann es zürnen wie ein böser Mensch? Wie kann es die Unschuldigen für die Schuldigen leiden lassen? Wie kann es überhaupt Sünde und Elend auf Erden dulden, da es ihm nur einen Hauch seines Mundes kostet, um Glück und Vollkommenheit über alle Welten zu verbreiten? Ach, es ist gewiß ein Unrecht, daß ich solche Gedanken vor dir ausspreche, du frommes, reines Engelherz, meine süße Gertrud. Zweifel und Furcht, Schuld und Elend, sollten ewig von deiner jungen Seele fern gehalten werden."

„Du hast das gut und richtig zusammengepaart, mein Bruder. Zweifel und Furcht, und Schuld und Elend", sagte Gertrud, des Bruders Hand liebevoll an ihre Lippen ziehend. „Zweifel ist Furcht und Schuld ist Elend. Kann

man aber zweifeln an Dem, was man täglich sieht?"

„Nein", sagte Eduard finster, „man kann nicht zweifeln, man sieht täglich Lüge und Diebstahl, Hunger und Krankheit, man sieht täglich getäuschte Hoffnungen, unerfüllte Wünsche, Haß und Bosheit, Neid und Tücke, wie könnte man da zweifeln, daß ein blindes, rohes Ungefähr, das Weltall zusammengewürfelt und daß das Böse Sieger über das Gute werden wird, am Ende aller Dinge, daß Willkür und Ungerechtigkeit Herrscher sind auf Erden und im Himmel, und daß —"

„O, still", sagte Gertrud und lehnte sich an die Brust des Bruders, seinen Mund mit ihrer Hand bedeckend, „wie kannst du das sagen, während du mich liebst, mir täglich in Liebe hundertmal deine Wünsche opferst, und fähig bist und es in jeder Minute zeigst, auch einen Menschen, den du nicht liebst, nicht mehr lieben kannst, an den dich nur dein Pflichtgefühl und Erinnerungen aus der Kindheit fesseln, mit großmüthiger Güte zu umgeben, ohne je auf seinen Dank, seine Anerkennung rechnen zu können? Hältst du dich selbst dann für besser als das ganze Weltall?"

„Ich verstehe dich nicht, Gertrud", sagte der Jüngling, der Schwester ernst in die Augen blickend.

„Mein lieber, lieber Eduard", flüsterte das Mädchen, des Bruders Hände und Lippen abwechselnd küssend, „ich habe über alle diese Dinge nur wenig nachgedacht. Ich bin glücklich in meinem Gefühl von Gott, in der Gewißheit der ewigen Liebe, die mir die ganze Natur predigt. Eins aber mußt du mir doch zugeben: wenn an einer Stelle auf Erden ein schöner Baum wächst, blühend, Früchte tragend, Schatten gebend und eine kleine Blume duftig und schönfarbig, so ist die Erde nicht ein Haufen wüster Schlacken, sondern in ihr liegt die schöne Kraft, Baum und Blume hervorzubringen, und wenn nur ein einziger Menschengeist im Laufe aller Zeiten gelebt hat, der einen gütigen, liebevollen Gott träumen, denken, von ihm lehren konnte, so ist dieser gütige Gott, d. h. die Kraft vorhanden, die solchen Gedanken in der Seele dieses einen erwecken konnte. Blüht nicht unser Ich, unser ganzes Sein, Fühlen und Denken erst auf, aus dem großen Ganzen, von dem wir nur ein so kleiner Theil sind. Wenn du lieben kannst, so kommt dies daher, weil Liebeskraft im großen Weltall

wohnt, wenn du das Schöne, Regelmäßige, Gute, Nützliche, Wahre und Edle erkennen, würdigen und üben kannst, so kommt das daher, weil es vorhanden ist im All. Du kannst ja nichts hinzuschaffen, wie du auch nichts hinwegschaffen kannst, nur Das, was da ist, kannst du verwandeln, wenn du es anwendest oder zertrümmerst. Du kannst einen Marmorblock meißeln und ein Götterbild aus ihm herausschlagen, du kannst es mit demselben Werkzeuge in tausend kleine spitze Stücke klopfen, und in den Weg streuen, die dann Jedem, der darüber geht, die Füße verwunden. Mein lieber, lieber Bruder, die Welt existirt ja mit ihren Blumen und Blüten, mit ihrem Sonnengold und ihren demantfunkelnden Thautropfen, wie kannst du da an Gott zweifeln, siehst du doch vor dir sein schimmerndes Gewand, das schöne Werk seiner Liebe und Allmacht."

„Glaubst du auch an Christus, an den Versöhnungstod, an unsere Erlösung durch ihn, und den abscheulichen Unterschied zwischen Erlösten und nicht Erlösten?"

„Gott ist gut", sagte Gertrud mit gefalteten Händen, glänzenden Augen und klopfenden Pulsen, „Gott ist gut, denn die Welt ist schön, und das

Wenige, was ich von Christus gehört, hat mir nur dazu gedient, meine feste Ueberzeugung von Gottes Liebe noch zu stärken. Wir sprechen schon noch darüber, mein guter, lieber Bruder, mein Liebstes auf der Welt, jetzt laß uns zum armen Vater, zur kleinen Leontine gehen, die Morgenstunden haben Flügel."

Sie legte ihren Arm in den seinen, warf noch einen letzten Blick auf die kleine Grabkapelle, auf den grünenden Gottesacker und die alte, ehrwürdige Kirche und ging dann fast ohne den Schmerz der Trennung zu fühlen, in das Haus, in dessen Mauern sie soviel Schmerzliches, ja Entsetzliches erlebt hatte. Des Bruders traurige Worte hatten einen Stein auf ihr Herz gelegt, an dem sich die Wellen des eignen Schmerzes brachen, um ruhig neben demselben vorbeizuziehen. Eduard litt, er litt schmerzlich, fürchterlich, was war ihr neben dieser Ueberzeugung, das Weh des Scheidens von geliebten Plätzen? Und schied sie nicht auch von geliebten Menschen? Nicht von Dem, der ihr nach der herkömmlichen Ansicht der geliebteste von Allen war.

Gertrud Bergenau, in der Schule der Armuth erzogen, war anders als die meisten Mädchen,

die im Alter von siebzehn Jahren noch keinen einzigen Schmerz erduldet haben, und denen die erste Liebe meist auch die erste Lebenserfahrung ist. Gertrud und Eduard waren wie zwei Bäume aus einer Wurzel auf der wilden Haide erwachsen. Der Wind, der ihre jungen Wipfel geschüttelt, hatte sie nur fester ineinander verranken und verwachsen lassen. Schloßen, Hagel, Reif und Frost hatten sie gemeinschaftlich ertragen, aber auch gemeinschaftlich erstarken lassen. Die Sonne der Liebe, die aus den wilden Wolken des Lebens ihre ersten Strahlen in Gertrud's junges Herz warf, sollte nur die holden Blüten desselben entfalten helfen, sie von dem Bruder trennen, sie ihm entfremden konnte und sollte sie nicht.

Gertrud Bergenau dachte an Benno Dubois wie an eine göttliche Erscheinung, aber der Gefährte ihres Lebens und Strebens war immer noch der Bruder, mit dem sie dieses Leben und Streben getheilt, so weit nur ihre Erinnerungen zurück reichten.

Wenige Tage vor ihrer Abreise hatte Eduard ihr ein Buch gegeben, den ersten Roman ihres Lebens. Es war eine Uebersetzung aus dem Französischen, ein Roman von George Sand,

«Leone Leoni» genannt, und in demselben war die Liebe eines jungen Mädchens zu einem verruchten Manne beschrieben. Die Heldin des Romans verläßt einen liebevollen Vater, eine allzu nachsichtige Mutter, ein glückliches Familienleben und folgt einem liebenswürdigen, ihr freilich sehr fremden Mann. Später erkennt sie in demselben einen gemeinen Dieb, einen Spieler und Betrüger, sie wird von ihm gemishandelt und verkauft, sie findet einen großmüthigen Freund, der sich ihrer, der Verlassenen, erbarmt und ihr endlich seine Hand fürs Leben bietet, und das blos flüchtige Wiedersehen ihres ehrlosen Verderbers, reicht schon hin, sie von jenem edeln Freund hinweg und zu diesem verworfenen Bösewicht zurück zu ziehen.

Gertrud hatte das Buch, das wol interessant sein mußte für ein junges Mädchen, in dessen Seele die Liebe zuerst ihre goldene Blüte entfaltet, mit einem Gemisch von Theilnahme und Grauen gelesen. Als sie es geendet und dem Bruder zurückgegeben, hatte dieser mit einem ungewöhnlichen Ernst nach ihrem Urtheile über dasselbe und was sie besonders vom Charakter der Julie halte, gefragt.

„Ich denke“, sagte sie in ihrer sanften Weise,

„es gibt so etwas in der wirklichen Welt gar nicht, wie es hier im Buche beschrieben. Die treue ausdauernde Liebe einer Frau muß entweder den schlimmsten Bösewicht bessern oder die Frau muß aufhören ihn zu lieben. Sie kann dann noch aus Pflichtgefühl und Mitleid bei ihm ausharren; aber Das, was ich unter Liebe verstehe, kann sie nicht für ihn empfinden, wenn er so an ihr gehandelt, wie hier Leone Leoni an dieser armen Julia."

„Und was verstehst du unter Liebe, meine Gertrud?" hatte Eduard weiter gefragt.

Die Geschwister hatten bei diesem Gespräch am Bette des Vaters gesessen, der mit glanzlosen Augen zu ihnen emporstarrte. Neben ihnen spielte am Boden, die kleine, liebliche Leonie und zupfte von Zeit zu Zeit an dem Kleide der mütterlichen Schwester, um sich ihr bemerklich zu machen und eine Liebkosung von ihr zu erhaschen.

Gertrud fühlte sich durch Eduard's Frage überrascht. Wie sehr sie sich auch gewöhnt hatte, sich Rechenschaft zu geben über ihr eignes Thun, Denken und Fühlen, diese Frage hatte sie sich selbst noch niemals vorgelegt. Sie fühlte, daß der weiche, entzückende Strom, der ihr Herz durchrieselte, seit

sie Dubois kannte, gewiß Liebe sei, sie fühlte, daß die höchsten Freuden der Erde in diesem Gefühl enthalten, aber in Worte zu kleiden, was sie darunter verstünde, schien ihr eine allzuschwere Aufgabe.

Sie lehnte den Kopf an Eduard's Schulter und flüsterte leise:

„Ich will mich besinnen, ob ich es dir deutlich machen kann, wie ich es hier in meinem Herzen fühle. Sieh", sprach sie endlich, „unter Liebe verstehe ich das Gefühl, das mir durch alle meine Adern und Nerven sagt: dies ist das Menschenherz, um dessenwillen dir es möglich werden könnte, dich von Denen zu trennen, welchen du jetzt angehörst, wenn es zu seinem Glück deiner bedürfte. Das Gefühl, das uns ohne Zuziehung unseres Verstandes, unserer Urtheilskraft belehrt, indem es uns sagt: dieser Mensch versteht wie kein anderer dein eigenes innerstes Leben und fühlt, daß dies zu dem seinen gehört, das seine ergänzen, vervollständigen könne und müsse. Dem Manne, den ein Mädchen liebt, soll es angehören in Zeit und Ewigkeit, und sie fühlt, daß sie dies kann, ohne Grauen und Furcht, ja mit seliger Freude. Liebe ist ja in der Welt, um das Heiligste auf

derselben, das Band zwischen Mann und Frau, Eltern und Kinder, das heilige Band der Geschwister, das ganze Familienleben erst zu begründen. Zwei Menschen, die sich lieben, werden Gatten, sie haben Kinder, die Brüder und Schwestern sind. Liebe ist", fügte sie nach einem kurzen Schweigen hinzu, „die heilige Wurzel des Familienbandes, aus der alles Glück der Erde, alle Großthaten erhabener Männer, wackerer Frauen, heiliger Jungfrauen hervorblühen. Vielleicht kann in einem jugendlich unerfahrenen Gemüth die Liebe fehlgreifen, aber die Erkenntniß des Fehlgriffs ist unzweifelhaft auch der letzte Moment der Liebe; ein Weib liebt nur so lange als sie verehrt. Mit der Verachtung kann das Mitleid Hand in Hand gehen, die Liebe, das erhabenste aller Gefühle, Das, was dem Weibe Muth geben soll, sich selbst aufzugeben, um ganz und gar in einem andern Wesen, in dem Gatten zu leben, ist höchste Verehrung, vereint mit höchstem Wohlgefallen und innigstem Vertrauen."

Eduard hatte der begeisterten Sprecherin aufmerksam zugehört.

„Glaubst du denn, daß die Liebe zweier Menschen immer zur Ehe führen muß?" fragte er

mit schmerzlichem Lächeln. „Hast du nie gehört, daß zwei Menschen sich hoffnungslos lieben und daß Verhältnisse, Pflichten, Aberglauben, Vorurtheile, Standesunterschiede, Mangel an Geldmitteln zur Begründung eines Hausstandes und tausend andere Hindernisse sich trennend zwischen liebende Herzen stellen?"

Sie nickte beistimmend mit dem lieblichen Köpfchen, das trotz seines nachdenkenden Ernstes den Ausdruck wahrhafter Kindlichkeit in allen Zügen trug und sagte milde:

„Wol, mein Bruder, wol; aber wo ein Mann nicht den Willen hat, die Geliebte zu seiner Gattin zu wählen und ein Mädchen das Bewußtsein, daß sie dem Geliebten mit voller froher Zuversicht folgen würde durchs ganze Leben und bis zum Tode, da ist auch keine Liebe, und insoweit nur nenne ich die Liebe die Wurzel der Familie. Wenn ein liebendes Mädchen zweifeln kann, ob der Geliebte sie würdig hält, seine Gattin zu werden, dann zweifelt sie noch an seiner Liebe; glaubt sie an diese, so wäre ein Zweifel, ob der Geliebte sie zu seiner Gattin wählen würde, ja ein Zweifel an seiner Wahrheit und Ehrenhaftigkeit, dann kann sie nur bezweifeln, ob seine Kraft den Ver-

hältnissen, mit denen er vielleicht zu ringen hat, gewachsen sei; aber der Glaube an die Kraft eines geliebten Mannes ist fast so groß, wie der Glaube an Gottes Kraft."

„So würdest du", fragte Eduard, sie unterbrechend, mit fester Stimme, „einem Manne, den du liebst, folgen, wie Julie es that, in dem festen thörichten Glauben, daß er dich heirathen würde?"

„Ich würde nie etwas thun, was dich, mein Bruder, über mich erröthen ließe, was unsere entfernte Mutter tadelnswerth finden und was in den Augen des Geliebten selbst einen Zweifel an meiner Ehrbarkeit erregen könnte. Dem Manne, der mich zur heimlichen Flucht von dir bereden wollte, würde ich nicht recht vertrauen, denn es gibt keine Verhältnisse, in denen er stehen könnte, die er nicht deiner Ehrenhaftigkeit zur Beurtheilung unterlegen dürfte. Ich würde warten, treu ausharren, bis die Hindernisse überwunden, bis ich in Zucht und Ehren ihm angehören könnte, und wenn ich harrend stürbe, so wäre dies doch immer noch ein größeres Glück, als ihm angehören mit dem kleinsten Zweifel an seiner Rechtschaffenheit und der unbestreitbaren Gewißheit, selbst ein Unrecht verübt zu haben, das er früher

oder später als ein solches doch auch erkennen müßte."

Die Augen des Jünglings hatten bei diesen Worten der Schwester plötzlich einen wunderbaren Glanz gezeigt, er war aufgesprungen, hatte die schuldlose, seelenreine Gefährtin seiner Kindheit leidenschaftlich an sein Herz gedrückt und war dann hinweggeeilt, ohne ein weiteres Wort zu sagen.

Gertrud's junge Liebe war, wie alle Gefühle ihrer Seele, ausdauernd, rein und vertrauensvoll.

Die Trennung von dem Geliebten erschien ihr als eine unausweichbare Nothwendigkeit, ihre Hoffnung auf ein künftiges Wiedersehen, auf eine Vereinigung mit ihm für ewig, war eins mit ihrer Liebe zu ihm, mit ihrem Glauben an den Edelmuth seines Herzens. So wenig sie liebte, um sich zu verheirathen, so wenig zweifelte sie daran, daß die nothwendige Consequenz einer gegenseitigen aufrichtigen Liebe die Ehe sein müsse. Wol dachte sie an seinen Reichthum, seine vornehme Familie, als an mögliche weltliche Hindernisse derselben, aber sie vertraute der Kraft des Geliebten und sah der Zukunft ohne Furcht entgegen. Ihr

Herz fühlte in sich die Gewißheit, daß Alles, was den Guten betrifft, ihm zum Besten gereichen müsse, wenn er selbst es dazu zu verwenden den Willen habe. Diese Gewißheit, die in der Brust des schuldlosen Kindes liegt und die im Gewühl des Lebens leider so oft erschüttert wird und verloren geht, wiederherzustellen, unumstößlich durch alle gesammelten Kenntnisse, alles eigene Nachdenken zu festigen und völlig zu klären, ist die Aufgabe aller Religionen und Philosophien aller Zeiten gewesen. Und das edelste Menschenherz, das festeste, weiseste und reinste ist ohne Zweifel dasjenige, das am Abend seines Lebens in sich das kindliche Vertrauen am reinsten geläutert, am festesten bewahrt, am höchsten verklärt hat.

Gertrud stand am Morgen des Tages, der sie für immer von dem Orte trennen sollte, wo im gegenwärtigen Moment noch der Geliebte weilte, mit jener ruhigen milden Festigkeit ihren kleinern und größern Pflichten vor, als an jedem andern Morgen ihres Lebens. In ihr war Gott, das heißt die milde Gewißheit, daß das Gute, was sie selbst so redlich erstrebte, auch für sie selbst zum Guten führen müsse.

Wer einmal diese Stunden durchlebt hat, in

denen der Baum eines Familienlebens ausgegraben und mit den Wurzeln versetzt werden soll, der weiß, daß sie mit tausend und wieder tausend Unruhen, Arbeiten, Sorgen und Bemühungen erfüllt sind. Bei den jungen Geschwistern waren diese Sorgen und Mühen vielleicht noch größer als gewöhnlich. Sie hatten für einen durchaus hülflosen Kranken und für ein kleines Kind zu sorgen.

Leontine trank wie gewöhnlich ihre Milch aus ihrem kleinen Kännchen auf Gertrud's Schoos, aber diese saß nicht dabei wie gewöhnlich auf dem alten Rohrstuhl, auf dem die Mutter früher immer gesessen, sondern auf einem offenen Reisekoffer, über den sie ein Stückchen Bret gelegt hatte.

Bergenau war angekleidet worden von den Händen seiner Kinder, so wie man eine Puppe ankleidet, nein, weit schwieriger, denn die menschliche Puppe zeigte, wenn man ihre ungelenken Glieder bewegte, Widerstand, grunzte verdrießlich und machte sich steif und ungeschickt. Es gehörte Eduard's mächtige jugendliche Kraft, Gertrud's natürliche Gewandtheit und Beider Geduld und Milde dazu, den widerspenstigen Blödsinnigen in seine Kleider zu hüllen und auf einen Stuhl zu

setzen, den man zu diesem Zweck zurückbehalten und dem Hausbesitzer als ein Andenken zurückzulassen beschlossen hatte. Das geringe Mobiliar der Familie war wohlverpackt schon am Abend vorher nach dem Bahnhofe gebracht worden. Ach es war so alt, daß, als durch den unvermeidlichen Staub beim Packen ihm sein einziger Putz, seine tadellose Sauberkeit geraubt wurde, es gar so sehr wurmstichig, fadenscheinig und verbraucht aussah. Das Sopha sogar, das alte Sopha mit dem ewigen Kattunüberzuge, der nur aus aneinander gereihten Stückchen bestand, zerfiel sogar trotz aller darauf verwendeten Aufmerksamkeit rettungslos in Trümmer, als Eduard und Gertrud den trostlosen Versuch gemacht, es durch Umwinden mit Heuseilen und Einnähen in ein Stück Sackleinen vor den Gefahren des Transports zu bewahren. Seine Eingeweide von Seegras und Kuhhaaren vermehrten auf schlimme Art den Staub und Schmuz der wüsten Zimmer. Es mußte verbrannt werden, es ging schon nicht anders und wie schwer es auch der hausmütterlichen Gertrud wurde, so beschloß sie doch klüglich, von dem alten Freunde sich den letzten Dienst leisten zu lassen und bei dem Feuer der zerbrochenen Beine und der

wurmstichigen Lehne das letzte Abendessen und letzte Frühstück zu kochen. Das Seegras und die Kuhhaare packte sie sorgfältig in den Sack, der zur Umhüllung des ganzen Geräths dienen sollte; man konnte ja nicht wissen, wozu es in der neuen Heimat noch zu verwenden wäre. In der Armuth erwachsen, hatte sie früh gelernt, sich um das Nützliche zu bemühen, es zu achten und anzuwenden und ihre jungen Augen hatten fast die Umsicht, deren sich sonst nur alte Hausfrauen zu erfreuen pflegen.

Mit leichtem Schritt und schwerem Herzen ging das junge Mädchen nun noch einmal durch die Räume, Abschied von jedem Fleckchen zu nehmen und dann kam der Wagen und die Geschwister unterzogen sich muthig der Arbeit, den blödsinnigen Vater sanft in denselben zu schaffen. Als aber die Mailuft ihm weich und warm in das bleiche Gesicht wehte, als der Wagen über die Straßen rasselte und die grünen Bäume nickend an ihm vorübertanzten, schien er sich zu kräftigen, er athmete tief auf, hob den Kopf empor und blickte mit einem Ausdruck von Intelligenz um sich, den seine Kinder lange nicht an ihm wahrgenommen und sagte ein paarmal: „Jone,

das Wetter ist prächtig für unsere diesmalige Reise."

Es war eine Reminiscenz aus Tagen, die längst vergangen, aus jener glänzenden Epoche seines Lebens, da der berühmte Violinist Bergenau, welcher mit seiner jungen bildschönen Gattin das Land durcheilte, überall empfangen wurde, wie nur Schönheit und Talent von der Welt, der sie Freude zu geben bestimmt sind, empfangen werden.

Der arme, heruntergekommene Geist kehrte zurück in die Zeit seines Glückes und Glanzes, auf weichem Flügel trug ihn die Mailuft dorthin und auf den glänzenden Sonnenstrahlen tanzten die Geister entflohener besserer Tage.

Auch die kleine Leontine saß auf Gertrud's Schoos, lachte fröhlich und griff mit den runden Kinderhändchen nach den Blumen am Wege und nach den vorbeifliegenden Schmetterlingen und als man am Bahnhofe ausstieg, war die Last der Geschwister um Vieles leichter, denn der kranke Vater half sich beinahe selber und das reizende Kind jubelte und lachte.

Gertrud hatte noch nie die großartigen Einrichtungen eines Bahnhofs in der Nähe gesehen. Sie wäre gern ein wenig auf dem Perron herum-

spaziert, sich Alles zu betrachten und von Eduard erklären zu lassen, sie konnte aber den Vater nicht verlassen, der hinfällig in einem der glänzenden Säle auf einem Stuhle saß und den Kopf an die Schulter seiner Tochter stützte, während Eduard alles Nöthige zur Abreise der Familie besorgte.

Beinahe im Moment der Ankunft des Zuges trat Dubois erhitzt und glühend ein. Er trat zu Gertrud, sah ihr in die Augen und sagte heftig:

„Sie gehen fort, Sie gehen und ich wußte es nicht bis vor wenigen Minuten, Sie gehen, ohne mir Lebewohl zu sagen?"

„Mein Bruder wünschte das", entgegnete Gertrud mit leiser und bebender Stimme, „er sagte mir, es sei besser für mich und auch besser für Sie, wenn wir uns vor dem unvermeidlichen Abschiede nicht wiedersähen und ich bin gewohnt, ihm als meinem ältesten Freunde zu gehorchen."

„Und dachten Sie denn nicht an meinen Schmerz, an meine Verzweiflung bei dieser Trennung ohne Lebewohl?" fragte er, seine brennenden Blicke in ihre treuen Augen senkend.

Sie erwiderte den Blick mit dem Ausdruck tiefen und rührenden Vertrauens.

„Ich dachte", sagte sie sanft, „daß Sie nicht

für ewig getrennt werden können, die zueinander gehören, und daß es Ihnen nicht schwer sein dürfte, mich zu finden, sobald Sie die Absicht hätten, mich zu suchen."

„Aber ein Händedruck, ein tröstendes Abschiedswort hätte mir nicht versagt bleiben sollen", entgegnete er heftig.

„Beides ist Ihnen ja auch gewährt", sagte sie liebevoll, „haben Sie uns doch gefunden, stehen Sie doch nun neben mir, der letzte Freund, den ich hier zurücklasse, o segne Sie Gott, Benno, und möge es sein Wille sein, daß wir uns wiedersehen."

Es lag etwas unbeschreiblich Rührendes in den einfachen Worten der Jungfrau. Wie sie so dastand, mitten im Gewühl und Getreibe der auf- und abwogenden Menge, den Vater stützend, das Schwesterchen hütend, erschien sie den Augen Dubois wie die Verkörperung der Treue und Seelenreinheit, wie das Köstlichste, was die Erde hat, der strahlende Diamant, der im Schutt und Kehricht seinen Glanz behält, den nichts befleckt, nichts zerstört, der werth, eine Königskrone zu schmücken, doch bleibt, was er ist, auch wenn er im Sande und Moor zuerst von dem Glücklichen

erblickt wurde, der ihn zu finden vom Schicksal ausersehen ward.

„Ich werde Sie aufsuchen, theure Gertrud", sagte er bebend, „ich werde Sie finden und ich werde nicht nachlassen, bis —"

„Auf, meine Schwester, auf! Wir haben keine Secunde zu verlieren", unterbrach ihn der herankommende Eduard. „Wollen Sie mir helfen, Herr Dubois, den Vater in das Coupé führen, das ich für uns ausgesucht?"

„Sohnesdienst Ihrem Vater, meine Gertrud", flüsterte der Angeredete, sich zu dem Ohr des hocherröthenden Mädchens beugend, und dann setzte er noch leiser hinzu: „Wenn die Erdbeeren reifen und die Rosen blühen, dann bin ich in Danzig."

Wenige Minuten darauf ertönte der schrille Pfiff der Locomotive, die sich in Bewegung setzte. Gertrud warf noch einen letzten Blick auf den Geliebten, der, sein Tuch ziehend, ihr einen Scheidegruß zuwinkte, wie in einem Traum flogen die Gegenstände an ihrem Auge vorüber und sie wußte nicht, ob Stunden oder Minuten vergangen waren, als sie im danziger Bahnhofe absteigend, die schlafende Leontine auf ihrem Arm

in eine Droschke trug und dann eilte, um dem Bruder bei dem schweren Geschäft zu helfen, den ebenfalls eingeschlafenen Vater auch dorthin zu bringen.

„Unsere Wohnung“, sagte Eduard, als alle Mühen des Aus- und Einsteigens, des Ab- und Aufpackens nun endlich überwunden, „ist nicht weit von hier, außerhalb der innern Thore der Festung. Sie wird dir gefallen, meine Gertrud. Am Fuße des Hagelsbergs, hier des großen Berges, den überall Mauern krönen, liegt ein kleines Häuschen, weit ab von der Landstraße. Ein großer Baumgarten umgibt es, den man in Danzig den Kirschgarten nennt, die Stelle selbst heißt das russische Grab, auch wol das Reich der Todten. Laß dich durch den traurigen Namen indeß nicht erschrecken. Wol fanden einst tausend russische Soldaten, die an jener Stelle den Hagelsberg zu stürmen versuchten und von französischen Kugeln bataillonsweise niedergeschossen wurden, an jenem Platze ihr Grab. Aber lange Jahre sind seitdem verflossen, Niemand betrauert wol die mehr, die dort schlafen und auf ihren Hügeln erwachsen Hunderte von Obstbäumen, das Leben aus dem Tode. Ich habe für unsern Ge-

brauch einen Theil jenes Gartens zu der Hälfte des kleinen Hauses gemiethet, das wir bewohnen werden."

„Wir werden einen Garten haben? Herr Gott, das ist aber zu schön!" sagte Gertrud, die Hände faltend vor Freude bei dem Gedanken an das grüne Fleckchen, auf dem sie künftig schalten und walten sollte.

Eduard nickte ganz stolz und sagte:

„Wir werden jetzt Vieles haben, was dir Freude machen wird, meine Herzens-Gertrud, bin ich doch königlicher Regierungsgeometer und habe Arbeit das ganze Jahr und täglich einen Thaler funfzehn Silbergroschen, auch manchmal vielleicht zwei Thaler."

„Aber das ist ja sehr, sehr viel Geld", meinte Gertrud.

„Wir müssen auch davon sparen", sagte der Bruder, denn wir müssen künftig zwei, vielleicht auch drei Jahre in Berlin leben, wo ich das Baufach studire, und es ist hier in Danzig auch sehr theuer."

„Nun, ich werde ja sparen und auch fleißig arbeiten", meinte die Schwester und bei diesem Gespräch lenkte der Wagen in die Straße ein und

hielt vor dem kleinen freundlichen Hause, das künftig die Heimat der Geschwister sein sollte.

Gertrud sprang hinaus mit der Leichtigkeit eines Vogels. Eduard reichte ihr die kleine Schwester hin, die sie erst küßte und dann ins weiche Gras setzte, nachdem sie ihr Taschentuch darauf gebreitet, das Kleidchen des Kindes zu schonen. Dann halfen beide Geschwister dem Vater aus dem Wagen. Er stand einige Augenblicke schwankend auf seinen Füßen, dann wankte er heftiger. Eduard nahm alle seine Kräfte zusammen und trug ihn auf seinen Armen unter das Dach, das er ihm durch seinen Fleiß erworben. Gertrud, die Kleine tragend, folgte ihm nach und flüsterte leise:

„Gott segne unsern Eingang!"

Ins kleine Kamin neben der Thür legte sie mit hastiger Hand ein Stückchen Brot, ein wenig Salz und einen Pfennig in ein Papier gewickelt. Das müsse man bei jedem Umzug in eine neue Wohnung thun, es bringe Segen, hatte die Mutter einst gesagt, und Gertrud that so gern alles Das, wozu früher die Mutter gerathen oder was diese selbst zu thun gewohnt gewesen. Eduard aber, ein Feind jeden Aberglaubens, durfte diese

kleine, halb heidnische Ceremonie nicht sehen, er würde Gertrud sonst gescholten oder wenigstens ausgelacht haben.

Vier leere nackte Wände empfingen die einziehende Familie.

Es ist etwas Trostloses um das Ankommen an einem Orte, wo Niemand uns erwartet. Selbst die Häuser haben da fremde unfreundliche Gesichter und starren mit ihren glänzenden Fensteraugen neugierig und theilnahmlos die armen Ankömmlinge an.

Der Mensch soll immerdar sich an den Menschen reihen und nicht nur die Bande der Familie, des Blutes, der Freundschaft und Liebe sind etwas Heiliges, sondern selbst jene lockern Verbindungsfäden sind es schon, die uns an Nachbarn und Bekannte, an Mitbürger und Landsleute binden. Wir fühlen schmerzlich ihr Zerreißen und tausend Wehgefühle, welche die Menschenbrust durchziehen, bezeichnet das kleine Wort: fremd!

Gertrud mußte einige Stunden mit ihrem kranken Vater und ihrem Schwesterchen allein in der neuen Wohnung bleiben. Eduard eilte nach dem Bahnhofe zurück, um Sorge zu tragen für

das Hinüberschaffen der wenigen Geräthe und Mobilien.

Das junge Mädchen benutzte diese Zeit, um die drei Zimmerchen zu betrachten und gleichsam Besitz davon zu nehmen, indem sie die Plätze musterte, an denen die verschiedenen lieben alten Sachen stehen sollten.

Die Sonne schien so hell und frühlingsfrisch in die Fenster, eine Nachtigall sang in dem Laubwerk des großen Gartens und oben, am blauen, lichten Himmel hing der abnehmende Mond, ein Elfennachen, ein weißes Blütenblatt aus dem Garten der Ewigkeit.

In Gertrud's Seele lag das stille, feste Vertrauen auf Gott, das wol ein Eigenthum jeder echt weiblichen Natur ist. Dem Mann ward die Kraft mit dem Geschick zu kämpfen, und der aus diesem entspringende Glaube an sich selbst, ins Leben mitgegeben, dem Weibe jenes milde Vertrauen auf das Walten einer höhern, ewig gütigen Macht, die liebevoll das ganze Weltall und jede einzelne Creatur beschützt und beglückt. Das Weib ist von Natur religiös und es bedarf nur sehr geringer Nachhülfe durch die Erziehung, es wahrhaft fromm zu machen. Einem Manne kann

es leicht werden, den Geist der Liebe aus dem All der Schöpfung hinweg zu philosophiren, trägt er ihn doch weit weniger als das Weib in der eignen Brust. Ein Mann, ohne Religiosität, kann noch ruhig und glücklich sein, im Gefühl seiner Kraft, das Weib, ohne Religiosität, hat den Stützpunkt seines ganzen Lebens verloren, es kann sich nicht glücklich fühlen, da es nicht nur ohne Schwert, sondern auch ohne Schild, dem Kampf mit der Nothwendigkeit die Brust entgegenhalten muß.

Gertrud's ganze Religiosität war die Folge ihrer Gespräche mit Rahel, mit dem alten Doctor Salomon und Sache ihres eignen Nachdenkens. Der Confirmationsunterricht, der noch dazu gekommen, hatte nur sehr wenig beigetragen, ihr Herz frömmer, ihre Seele vertrauender zu machen. Sie fühlte, daß die Liebe, die ihre eigene, junge Brust erfüllte, ein kleiner Bach war, entflossen dem großen, seit allen Ewigkeiten flutenden Strome der Liebe, den unsere Sprache Gott! nennt. So war ihr auch das Gefühl des Fremdseins, nicht ganz und gar trostlos. Wie der Sonnenschein, wie die laue Frühlingsluft, so umgab sie auch in der Fremde die Gewißheit der

Gottesliebe. Sie dachte an ihre Zukunft, an der Seite des Bruders, an ihre Pflichten gegen Vater und Schwester, an das Ziel, das die Geschwister sich muthig und kühn gesteckt, ohne Hülfe tüchtige, der fernen Mutter ganz würdige Menschen zu werden. Sie dachte mit einer Art von Seligkeit an den Geliebten, an den sie glaubte, wie an Gott, und wie ein Weg im Frühlingssonnenschein lag die Zukunft vor ihrem geistigen Auge.

Wol wußte sie, daß Berg und Fels diesen Weg schwer und uneben machen, daß wilde Ströme zu überschreiten sein würden, über die Klugheit und Muth erst die Brücken schlagen sollten. Aber sie fürchtete sich nicht. Hatte sie doch als kleines Kind so muthig und erfolgreich sich vorwärts gekämpft, jetzt, wo ihre Kraft erstarkt, ihre Erkenntniß gewachsen war, jetzt mußte ihr ja Alles viel leichter werden.

Dies kleine Haus, mitten im Grünen, war der Fleck, auf dem sie ein Paradies für die Ihrigen schaffen sollte und wollte. Sie betrachtete lächelnd die nickenden Baumwipfel, noch wußte sie nicht, welche derselben ihr Eigenthum sein sollten, aber sie begrüßte alle mit dem heitern Gefühl des Besitzes.

Einige Hobelspäne, die in Zimmer und Flur umherlagen, benutzte sie, um Feuer anzumachen. Sie hatte Kaffee und ein Kännchen in ihrer Reisetasche und kochte den Erquickungstrank für den heimkehrenden Bruder. Im Vorüberfahren hatte sie nicht allzufern einen Bäckerladen gesehen, dahin lief sie eilig und holte soviel frisches Weizenbrot als für drei hungernde Menschen genügte und benutzte das Fensterbret, von dem man so schön ins Grüne sehen konnte, als Tisch für die erste Mahlzeit, die den heimkehrenden Bruder erwarten sollte.

Der schwache Vater lag indeß lang ausgestreckt auf einer Matratze am Boden, die Eduard vorsorglich schon in die Wohnung mit dem eigentlichen Reisegepäck hatte schaffen lassen. Er sah mit seinen ausdruckslosen Augen wie sonst auf einen Fleck, nichts schien ihn zu verwundern, nichts zu betrüben.

Das Kind dagegen war unruhig und ängstlich und Gertrud mußte alles Mögliche aufbieten, um es zu beschwichtigen, doch gelang es ihr endlich und den Kopf an das Fußende der Matratze gelehnt, schlief das kleine Mädchen ein und schlief noch sanft, als Eduard mit dem hochaufgethürmten

Wagen voll alter Mobilien und Geräthschaften vor dem kleinen Hause anhielt.

Gertrud lief ihm entgegen.

„Gott helfe", sagte sie, „hätte ich doch in Ewigkeit nicht gedacht, daß wir so sehr viel Sachen hätten."

„Wenn so Alles am rechten Orte steht", entgegnete der Bruder, „da merkt man gar nicht wie viel es ist. Wenn Robinson auf seiner Insel nur den vierten Theil aller der Dinge besessen hätte, er würde sich reich wie ein König gedünkt haben."

Der Herr Feldmesser hatte bei dieser Bemerkung seinen guten Rock aus- und einen blauen Kittel übergezogen und half nun abladen und hereintragen.

Wie gut war es, daß Gertrud ein Weilchen allein gewesen. Ueberlegen ist auch eine Arbeit und sie hatte reiflich überlegt. Jedes Stückchen des alten Geräthes hatte schon seinen passenden Platz.

„Hierher an die Wand, wo man aus dem Fenster ins Grüne sehen kann, des Vaters Bett", sagte sie, „und hierher den Waschtisch, hierher dein Arbeitstisch, mein Bruder, und hier gleich daneben der meinige; Vaters Lehnstuhl hier ans

Fenster und Leontine's Bettchen hinter den Schirm hier neben das meine."

Es war in der That Alles gut und passend angeordnet. Die alten Mobilien standen bald an den sauber geweißten Wänden und nahmen sich gut aus auf ihrer neuen Stelle. Die Betten waren aufgeschlagen, weiß und reinlich mit dem viel gebesserten Bettzeug überzogen, sahen sie, jedes an seinem Ort, recht heimisch und einladend aus und den Platz, wo die beiden Mädchen schlafen sollten, umwehte schon jetzt der süße Hauch jungfräulicher Reinheit. Die Kisten mit dem Küchengeräth, sowie die mit dem wenigen Fayence und Porzellan der Familie waren in der kleinen Küche aufgestellt worden. Zum Auspacken für den morgenden Tag erwarteten schon die alten Schränke, fest aufgestellt, ihren Inhalt. Gertrud fegte das Stroh aus den Zimmern und warf es zum Verbrennen in den Küchenofen. Dann setzte man den Vater in seinen Lehnstuhl und rollte ihn an den Tisch, wo der Kaffee nun statt anderer Nahrungsmittel dienen sollte. Aber Eduard hatte auch hausväterliche Gedanken gehabt. Er war an mehr als einem Laden vorübergekommen, der gar appetitliche Dinge enthielt, und wenn ein gut-

herziger Junge selbst Hunger hat, so kommt ihm der Gedanke durch Eingebung, daß auch Andere essen möchten und müssen. Er hatte also eine schöne Wurst gekauft und Gertrud zog aus ihrem Reisesack die eingeschlagene Butter, das wohlverstöpselte Fläschchen mit Sahne, den geschlagenen Zucker und als der kleine Tisch so recht einladend winkte, sagte sie lächelnd und die Hände faltend:

„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, segne, was du bescheret hast."

So saßen sie beieinander, zum erstenmal in der Heimat, die sie sich gewählt, die Geschwister, die den Kampf mit dem Leben gemeinschaftlich nun schon so lange, so muthig und siegreich kämpften.

Allmälig breitete die Sommernacht ihren duftigen Schleier über den Garten und das stille Stübchen. Gertrud brachte das Kind, Eduard den kranken Vater zur Ruhe und dann küßten sie einander und die Gute Nacht! die über ihre Lippen ging als sie sich trennten, war mehr als ein bloßes Wort, war ein tiefgefühlter inniger Segenswunsch.

Sechstes Capitel.

Gertrud war mit der Sonne auf. Sie ordnete ihr Küchengeräth, sie putzte die kleine Küche auf, sie bereitete das Frühstück und da Eduard immer noch schlief, kam sie endlich auf den großartigen Gedanken, in der Wohnstube noch Gardinen anzubringen, bevor er erwache.

Sie eilte und ward fertig mit ihrem Werke, das sie nun wohlgefällig betrachtete. Wie das Stübchen hübsch aussah. Eins nur fehlte, Eins, das sie schmerzlich vermißte, das alte liebe Sopha. Wie schön würde es sich ausgenommen haben an der Wand, wo jetzt der Tisch stand, der, im Fall das alte liebe Geräth noch existirt hätte, die vornehme Rolle eines Sopha- und Kaffeetisches übernommen haben würde. Ja, das war nun vorbei! Ein Sopha anzuschaffen, konnte der armen Gertrud

nicht im Traum einfallen. Nun, man konnte auch ohne ein solches leben; aber traurig war es doch, daß das alte liebe Ding, das so lange gehalten, auf dem die liebe Mutter so oft gesessen, sie nicht in die neue Heimat begleitet hatte.

Die kleine schwarzwälder Uhr, die Eduard angeschafft, Gertrud's Stolz und Freude, schlug acht, und noch schlief der Bruder; sie hatte so etwas nie an ihm erlebt. Leise schlich sie in die Schlafstube und legte das Ohr an den Schirm, der ihre Ruhestätte von der des Vaters und Bruders trennte. Schlief denn Eduard wirklich noch? Sie hörte ein dumpfes leises Geräusch außer dem Athem des Vaters, dessen regelmäßige Züge sie genau erkannte.

Mein Gott, war das Eduard's Athem? Leise klopfte sie an den Schirm, aber es erfolgte keine Antwort.

„Schläfst du, Eduard?" fragte sie, ängstlich werdend, jetzt ganz laut.

Alles schwieg hinter der dicken spanischen Wand und jetzt zuckte ein entsetzlicher Gedanke durch Gertrud's Seele und todesbange trat sie zu dem Bett ihres Bruders.

Großer Gott! großer Gott! Was war mit

dem Theuren geschehen. Da lag er bleich wie ein Steinbild, die Augen gebrochen, blutiger Schaum stand ihm auf der bleichen Lippe und ein paar große Blutflecken verunstalteten sein weißes Hemde und den reinlichen Bettüberzug.

Einen Augenblick schien das Zimmer sich um das entsetzte Mädchen zu drehen. Sie fühlte sich schwanken, fühlte, daß eine Ohnmacht ihre eiskalte Kralle in ihr Herz zu drücken begann, aber sie fühlte auch mit fürchterlicher Gewißheit, daß von ihr, von ihrer Besonnenheit, ihrem Muth, ihrer Thatkraft jetzt vielleicht das Leben des Bruders abhing. Sie griff mit banger Hand nach einem Gegenstande, der ihrer brechenden Kraft zur Stütze dienen könnte, sie griff in die leere Luft und setzte sich taumelnd, schwankend auf den Stuhl an Eduard's Bett. Einen Augenblick lag das eiskalte Entsetzen auf ihrem Herzen, dann fühlte sie das Blut rasch durch alle Adern kreisen, in allen Pulsen klopfen, ihre Besinnung kehrte wieder, mit ihr kam der heißeste Schmerz um den Bruder, der hülflos vielleicht schon lange gelitten, während sie draußen sich mit andern Dingen beschäftigt hatte.

Eduard war bewußtlos. Wie lange war er

es schon? Ein Arzt war nöthig, wo sollte sie ihn finden, wer sollte bei dem Kranken bleiben, wenn sie in der fremden Stadt umherirrte, einen Arzt zu suchen? Eine Flut von Sorgen, Schmerz und Angst stürzte auf die Seele des verlassenen jungen Mädchens ein. Sie sank auf die Knie und die Hände zum Himmel erhebend betete sie:

„Stehe mir bei, Vater der Waisen, Freund der Verlassenen, stehe mir bei, mein Gott, erbarme dich meiner.“

In diesem Moment, dem qualvollsten ihres bisherigen Lebens fühlte sie die Nähe Gottes mit einer Gewißheit, die allmälig Muth und Nachdenken in ihre Seele zurückkehren ließ.

Ihr erster Gedanke an Hülfe für den Bruder brachte es ihr in Erinnerung, daß sie das kleine Häuschen nicht allein bewohnten. Die Leute, welche es mit ihnen theilten, waren ja doch Menschen, Jemand von ihnen rief vielleicht einen Arzt.

Mit bebendem Fuße verließ sie das Bett des leise röchelnden besinnungslosen Kranken und schwankte nach der andern Thür des Häuschens. Eine Art Gesang schallte ihr von dort entgegen, ein geistliches Lied, so schien es, den Text verstand sie nicht.

Leise öffnete sie und trat ein. Es war Niemand in dem Zimmer, aber der Gesang schallte deutlicher durch eine zweite Thür:

Notre vie est un instant
Et notre mort est certaine etc.

Es war ein alter Mann, der, an einem Tische sitzend, mit näselnder Stimme ein französisches geistliches Lied sang.

Er sah auf, als das junge Mädchen eintrat, endete seinen Gesang und fragte in gutem Deutsch, was ihr beliebe?

Es war ihr fast nicht möglich aus der bebenden Brust die Worte heraufzuholen, die ihr grenzenloses Elend bezeichneten.

„Mein Bruder stirbt — ich muß einen Arzt haben", war Alles, was sie stammelnd sagen konnte.

„Wollen Sie meine Hülfe? Ich habe zwar lange nicht prakticirt, Mademoiselle, aber ich bin bereit, Ihnen beizustehen", sagte der Alte, sich von seinem Sitze erhebend.

„Sind Sie Arzt, mein Herr?"

„Ja, Mademoiselle, Arzt bei der Armee des Kaisers, mein Name ist Malmaison."

„Wollen Sie den Zustand meines Bruders betrachten?"

„Ja, Mademoiselle, ich komme sogleich."

Obgleich Gertrud Alles, was vorging, nur wie durch einen Nebel, wie in einem Traum sah, so entging es ihr doch nicht, daß der Greis zwei Stelzfüße hatte, mit denen er sich indeß ziemlich rasch bewegte. Während er aus einer Schieblade allerlei Instrumente nahm, erschien aus der Küche ein ebenso altes Frauenzimmer, das reinlich und gutmüthig aussah und mit breitem danziger Dialect fragte:

„Wollen Sie etwas, Herr Malmaison?"

„Bei unsern neuen Nachbarn ist Jemand schwer erkrankt, ich gehe hinüber", entgegnete er.

„Mein Bruder", sagte Gertrud tonlos.

„Na, du lieber Gott!" rief die Alte theilnehmend, „das ist ja aber ein grausames Unglück, gleich am ersten Tage, du lieber Gott!" und ohne weiter zu fragen schloß sie sich den Beiden an, die jetzt bald am Bett des bewußtlosen Jünglings standen.

„Auch das ein Kranker?" fragte der alte Franzose, auf Bergenau deutend, der mit offenen Augen wie immer schweigend in seinem Bett lag.

„Mein Vater!" entgegnete Gertrud.

„Armes Kind — aber hier kommt Hülfe kaum noch zur rechten Zeit, der Jüngling hat einen Blutsturz gehabt, wir wollen indeß thun, was möglich ist."

Er faßte die Hand Eduard's.

Gertrud sah, daß sie kalt und steif war wie die einer Leiche und ein Schmerz, so fürchterlich, so bohrend, wie sie noch nie einen ähnlichen gefühlt, senkte seinen eiskalten Stachel in ihre zagende Seele. Todt, todt, todt! hallte es in ihr, dahin für immer! Und dicht dabei stand wie ein graues verschleiertes Gespenst der grausame Gedanke, daß sie ihm nicht nachsterben dürfe, daß sie leben müsse für den hülflosen Vater, für das hülflose Kind, daß sie leben müsse, um für diese Beiden zu arbeiten, vielleicht zu betteln. Die Welt schien ihr ein gräßlicher Trümmerhaufen, über welchen sie für diese Beiden einen mühsamen Weg suchen müsse, bis zu dem, ach ihr noch so fernen Grabe. Da hörte sie des fremden Greises Stimme, der mit aller Ruhe eines Arztes sagte:

„Die Ohnmacht ist aber ein großes Glück; gehen Sie, Margarethe, holen Sie warmes und kaltes Wasser und Essig."

Er lebte also, er lebte, noch war Hoffnung da, ihn zu erhalten, den Theuren, den herzigen Gefährten, die Stütze, den Stolz und den Trost ihres Lebens. O, sie fühlte, es gab kein Leid auf Erden, keine Entbehrung, keinen Schmerz, wenn er ihr blieb, ihr Eduard, ihr Bruder, ihr Freund.

Sie sah, daß Malmaison ihm zur Ader ließ, sah, daß Blut aus der Wunde floß, daß er ihm Gesicht und Schläfe wusch und rieb und daß Eduard endlich die Augen aufschlug, die lieben, lieben Augen, ihres Lebens Trost und Licht.

Es war eine Stunde vorübergegangen, eine schwere Stunde in Gertrud's Leben.

Eduard lag matt athmend in dem noch blutbefleckten Bett, neben demselben saß die Schwester und netzte seine Schläfe und seine Brust mit eiskaltem Wasser.

Leontine war aus ihrem Bettchen gekrochen und spielte, zum erstenmal unbeachtet, in ihren Nachtkleidern am Boden.

Der alte französische Chirurg hatte streng befohlen, daß der Kranke auch nicht ein einziges Wort sprechen dürfe, und Gertrud hatte für nichts Anderes Augen und Gedanken als für den Bruder.

O, wie war sie so allein und hülflos in der Fremde, die arme Gertrud. Es schien, als ob die ihr auferlegte Last ihre Kraft weit übersteige, als ob sie jetzt zusammenbrechen und für immer darunter erliegen müsse.

Das Kind weinte, denn es hungerte, der blödsinnige Vater wälzte sich unruhig in seinem Bett hin und her. Die thierischen Lebensfunctionen, die bei ihm noch thätig waren, machten sich geltend. Er hatte noch kein Frühstück bekommen, das ihm sonst Gertrud pünktlich, nachdem sie ihn gesäubert und angekleidet, zu reichen pflegte. Er stieß jene unartikulirten Laute aus, die aus dem Munde eines Wesens vom Menschengeschlecht etwas so Grauenvolles haben.

Eduard's betäubter Schlummer ward dadurch gestört, er öffnete matt die Augen und deutete mit der Hand nach dem unglücklichen Vater.

Gertrud begriff, was er wollte. Sie fühlte, daß der Kranke nur Ruhe finden könne, wenn jene beiden, ihrer Sorgfalt anvertrauten Wesen gehörig und aufmerksam wie sonst abgewartet würden. So verließ sie denn das Bett des Bruders, besorgte Speise und Trank für ihre Hülflosen, kleidete das Kind an und ordnete das Lager des Vaters.

Sie that das Alles wie in einem magnetischen Schlafe. Ihre Gedanken waren nur bei dem Bruder und sie hatte die Fähigkeit, ihre andern Pflichten zu erfüllen, einzig wiedergefunden, weil sie den Zusammenhang derselben mit der Pflege Eduard's erkannte.

Es war Mittag und Abend geworden, ohne daß sie das Bedürfniß, Nahrung zu sich zu nehmen, gespürt hätte. Nur von Zeit zu Zeit trank sie von dem kalten Wasser, welches ihr zur Hand stand, um die Schläfen des Kranken damit zu netzen. Ihre Seele, ihr ganzes Leben concentrirte sich in dem Blick, mit welchem sie an dem bleichen Antlitz des Kranken hing. Erst als Herr Malmaison eintrat und ihr die Versicherung gab, daß Eduard leben werde, wenn nicht ein neuer Anfall des Blutsturzes einträte, fühlte sie die Ermattung, die lange Nahrungslosigkeit besonders bei der Jugend erzeugt, und genoß ein wenig von der Milch, die sie am frühen Morgen für Leontine gekauft hatte.

Während der Nacht war der Kranke sehr unruhig und Bergenau, der seine gewohnte Pflege und Wartung entbehrt hatte, schlief ebenfalls nicht. Gertrud mußte fast unaufhörlich von einem

Lager zum andern gehen und als der Morgen dämmerte, fühlte sie jenes nervöse Zucken aller Muskeln, welches gewöhnlich einer durch übermäßige Anstrengung herbeigeführten Ohnmacht vorherzugehen pflegt.

Morgens erschien der alte Doctor von neuem. Er verordnete einige Arznei, befahl für den Vater eine gute Brühe zu kochen, dem Kranken fort und fort kalte Umschläge zu machen und schickte sich zum Fortgehen an. An der Thür aber drehte er sich noch einmal um und sagte mit einem häßlichen Lächeln:

„Richtig bezahlte Rechnungen, Mademoiselle, erhalten gute Freundschaft und Nachbarschaft, ich dächte, Sie bezahlten mir meine Gänge und sonstigen Mühewaltungen immer gleich. Zwei Besuche machen nach der Taxe einen Thaler zehn Groschen, für den Aderlaß auch zehn Groschen, für warmes und kaltes Wasser, Essig und dergleichen fünf Groschen als ein Trinkgeld für die Margarethe, denn ich würde Ihnen das schon umsonst geliefert haben."

Gertrud ging schweigend und zitternd zu dem Geldvorrath, den Eduard in einer Schrankschieblade aufbewahrt hatte. Sie hatte an diesen noth-

wendigen Hebel für alle Lebensverhältnisse seit der Erkrankung des Bruders noch gar nicht gedacht. Jetzt gesellte sich die fürchterliche Angst vor Geldmangel ihren übrigen Sorgen zu. Sie bezahlte den alten Chirurg, der schmunzelnd das Geld in die Tasche steckte, und als er das Zimmer verließ, zählte sie mit bebendem Herzen und zitternden Händen den kleinen Vorrath nach.

Die Reise hatte Kosten gemacht, der Transport der Sachen und Mobilien fast ebenso viel Geld verzehrt als das Anschaffen derselben. Eduard hatte zwar soviel zurückgelegt als etwa für drei bis vier Wochen der ersten nothwendigen und fortlaufenden Ausgaben der kleinen Familie erfoderlich gewesen wäre, denn in etwa acht Tagen hoffte er eine Arbeit zu beenden, die ihm soviel eingebracht hätte, daß die Seinigen wenigstens zwei Monate gesichert waren. Jetzt aber lag er krank und arbeitsunfähig vielleicht für lange Zeit. Gertrud konnte nichts erwerben, weil ihre Tage und Nächte unter drei Hülflose vertheilt, kaum ausreichten, jedem die gewohnte und nothwendige Nahrung, Reinlichkeit, Bequemlichkeit zu schaffen, hätte sie aber auch mitten unter ihren Sorgen und Mühen einige Zeit ermitteln können,

um durch Arbeit etwas zu erwerben, so war sie ja ganz fremd in der großen finstern Stadt, nicht eine bekannte Seele, nicht eine einzige umschlossen diese altersgrauen Mauern, an die sie sich hätte wenden können, damit sie als Vermittlerin zwischen ihr und dem Publicum aufträte und ihr Das verschaffe, was dem Bemittelten oft so lästig, den Armen der einzige Freund und Erlöser vom Elend ist — Arbeit.

Sie zählte die wenigen Thaler, die ihr nach der Befriedigung des Arztes geblieben und zählte sie wieder. Genau eingetheilt hätte das Geld in andern Zeiten für etwa acht Mahlzeiten und die andern Bedürfnisse von ebensoviel Tagen ausgereicht. Kann man aber bei Kranken so genau eintheilen? Eduard hatte Durst, er mußte Limonade haben, Eislimonade hatte der Doctor gesagt. Der Vater sollte eine gute Suppe genießen. Es mußte auch etwas Brennholz angeschafft werden und die kleine Leontine brauchte täglich für einen Groschen Milch und ebenso viel Weizenbrot. Die Sorgen zogen ihr wie Eisschollen entgegen, wohin sie in der wilden Schmerzensflut, die sie umgab, die Blicke richten mochte.

Sage aber nur Niemand, daß doppeltes Leid

auch doppelte Leiden verursacht. Gerade die Sorge für die materiellen Nothwendigkeiten war es, die der tiefen Angst Gertrud's um den geliebten Bruder ein gewisses Gegengewicht gab.

Das junge Mädchen, das Allen Alles leisten sollte, hatte nicht länger mehr Zeit, sich der bebenden Angst ihres Herzens zu überlassen. Sie mußte es Gott anheimgeben, ob Eduard ihr erhalten würde, sie durfte nicht, die Hände verzweifelt übereinandergeschlagen, am Bett des Theuren sitzen und ihm in die fieberglänzenden Augen sehen, sie mußte Brot schaffen, Brot für den hülflosen Vater, für das weinende Schwesterchen und, seltsam genug, während sie mit aller Sorge daran dachte, wie sie es anzufangen habe, den Hunger, diesen furchtbaren letzten Feind der Armen von Denen fernzuhalten, die das Geschick an ihre schwache Kraft gewiesen, erschien er bei ihr als ein wahrer Freund, als der Vermittler zwischen dem Schmerz und der Hoffnung.

Sie ward sich bewußt, daß sie fast zwei Tage nichts gegessen, und während sie ängstlich überlegte, wie viel Mühe es ihr kosten würde, ein Brot anzuschaffen, wenn nun das wenige Geld verbraucht sein würde, verzehrte sie mit allem

Appetit ihrer siebzehn Jahre ein sehr ansehnliches Stück davon, trank eine ganze Tasse der am Feuer für den Vater brodelnden Brühe und fühlte sich nach dieser Mahlzeit so muthig, fest und kräftig, als hätte sie ihr junges Herz in das Fett des Drachen getaucht, wie weiland der selige Siegfried seine schlanken Glieder.

Sie mußte an Arbeit denken, mußte sich solche zu verschaffen suchen, und so schlich sie denn leise, das Kind mit sich nehmend, hinüber in die Wohnung des Herrn Malmaison, um mit der alten Margarethe Rücksprache zu nehmen. Diese hatte ihr schon einige Dienste erwiesen, hatte Fleisch, Citronen und Zucker für sie geholt, hatte ihr eine Portion kleines Holz geborgt und ihr versprochen, einen Jungen anzurufen, von dem Gertrud das nöthigste Holz kaufen und das geliehene ihr wiedergeben könne. Es war ein gutes freundliches Geschöpf die Alte, Gertrud machte sich Vorwürfe, nicht dankbar und liebreich genug gegen eine so gute Nachbarin gewesen zu sein, aber sie war durch Eduard's Krankheit gar nicht mehr sie selbst gewesen. Die Angst, die so plötzlich und mit solcher Furchtbarkeit über sie gekommen, hatte ihr das Herz ordentlich versteinert. Jetzt konnte sie

schon wieder Alles mit mehr Ruhe betrachten, selbst den schrecklichen Gedanken an die Möglichkeit von Eduard's Tode. Starb er, der theure, gute, hoffnungsvolle Bruder, dann lag das Schicksal des Vaters und der Kleinen ganz und gar auf ihren Schultern, dann mußte sie doppelt, zehnfach sich anstrengen, um diesen Beiden den Sohn und Bruder zu ersetzen.

Sie fühlte, daß sie selbst und Eduard ein Anrecht auf die Unterstützung der fernen Mutter in Anspruch nehmen konnten, ohne sich zu erniedrigen. Das Band zwischen Mutter und Kind ist heilig und unzerreißbar und nie kann die Gabe aus Mutterhand das Herz des Kindes demüthigen.

Das Band aber zwischen ihrem Vater und seiner frühern Gattin war für immer gelöst. Hermione war die Frau eines andern Mannes geworden und der Vater hatte eine andere Frau gehabt, die kleine Leontine nun gar, hatte kein, gar kein Recht als das, was jeder Bettler an der Straße in Anspruch nehmen kann, an die Prinzessin Moroschin. Gertrud, von früh auf gewöhnt, in der Selbständigkeit durch eigene Arbeit die Ehre des Armen zu finden, besaß jenen edeln

Stolz, der es ihr schrecklich erscheinen ließ, für Diejenigen, die sie liebte, zu betteln. Während der wenigen Schritte bis zum Zimmerchen der alten freundlichen Nachbarin hatte sie tausend Gedanken, die nur Bezug hatten auf den festen Entschluß, komme was da wolle, für den Vater und Leontine zu sorgen und zu arbeiten.

Sie klopfte mit leichtem Finger an und trat auf das freundliche „Herein!" Margarethe's in den Raum, der mehr Zimmer als Küche, doch eigentlich das letztere war. Margarethe saß am Herde, dessen gelber Messingrand wie Gold glänzte, alle Kessel, Töpfe und Pfannen strahlten in echter danziger Reinlichkeit und die Alte selbst sah aus als sei sie die Köchin in einer hübschen neuen Spielzeugküche, deren Kleider, Hände und Gesicht aus Holz geschnitten und aufs sauberste angemalt sind.

„Ich möchte Sie um etwas bitten, liebe Frau Margarethe", sagte das junge Mädchen mit leise bebender Stimme.

„Na, bitten Sie nur, mein liebes Herzchen", entgegnete die Alte, „brauchen Sie Kaffee oder Cichorie oder wol ein wenig Zucker, ich will es Ihnen gern borgen, aber der da — sie zeigte mit

der Hand auf die geschlossene Zimmerthür — darf es nicht erfahren."

„Ich will Ihre Güte nicht mit solchen Dingen belästigen, die Ihnen Unannehmlichkeiten bei dem Herrn Doctor machen könnten", sagte Gertrud, die harte Hand der Alten in ihre feinen Händchen nehmend. „Sie sind sehr gut mit mir und da denke ich, der liebe Gott hat Sie in meine Nähe geführt. Wir sind arm; mein Bruder, der uns jetzt gut ernährt haben würde, liegt sterbenskrank. Die Noth könnte über uns kommen, zumal da der Herr Doctor für seinen Besuch gleich die Bezahlung haben will."

„Will er? Der alte Geizhals, der!" unterbrach die Alte die Sprecherin, indem sie ihre Faust nach der Thür ausstreckte, hinter welcher der so schmeichelhaft Titulirte weilen mochte.

„Er hat gutes Recht dazu", sagte Gertrud sanft, „und selbst wenn er sich jetzt gedulden wollte, einmal müßte er ja doch bezahlt werden. Ich bin an Arbeit gewöhnt, ich habe für Geld gearbeitet, so lange ich nur irgend denken kann. Als ich kaum so hoch war wie Ihr Schemel, strickte ich schon für Geld und erwarb mir damit manchen Groschen. Ich kann gut nähen, ich

kann jede Stickerei machen, die man mir aufträgt, ich kann auch ein wenig schneidern, ich würde jede Arbeit übernehmen, die man mir nur irgend gäbe, auch flicken, Strümpfe stopfen, wenn ich damit nur etwas erwerben und die Noth von meinen Kranken fernhalten könnte."

Die Alte schüttelte langsam den grauen Kopf. „Sie sind ein gutes Kind, ein sehr gutes Kind, ein ordentliches Wunder in der jetzigen Zeit, wo man unter den jungen Mädchen nichts als Faulheit und Nachlässigkeit findet, und Arbeit könnte ich Ihnen auch schon schaffen, es gibt unter meiner Bekanntschaft sehr viel zu thun, wenn man nicht gerade dies nur machen will oder das; aber, liebes Herzchen, wo wollen Sie denn die Zeit zum arbeiten hernehmen? Da ist der kranke Mann, Ihr Vater, den Sie abwarten müssen, da ist das kleine Mädchen, Ihre Schwester, die sich noch gar nicht selbst helfen kann, der arme junge Mensch, den das Unglück mit dem Blutsturz getroffen, macht Ihnen auch Arbeit genug, Sie müssen kochen, fegen, waschen, flicken und nähen für vier Menschen, das ist schon Arbeit für zwei Hände, die noch dazu so jung und so fein sind, wie die Ihrigen."

„Meine Hände sind an Arbeit gewöhnt", entgegnete Gertrud, „sehen Sie nur hier, die Schwiele unten an der rechten Hand ist von der Stricknadel, und hier inwendig der harte Fleck vom Plätteisen, und hier fühlen Sie, wie dünn mein linker Zeigefinger ist, das kommt vom auflegen der feinen Nähterei. Ich habe immer Zeit gefunden, etwas zu erwerben, obgleich ich immer die Arbeiten im Hause auch verrichten mußte, und jetzt ist es nöthiger als jemals, daß ich Geld verdiene, schon damit ich meinem armen Eduard sagen kann, ängstige dich nicht, pflege dich recht, es ist noch nicht nöthig, daß du aufstehst, wir haben, was wir bedürfen."

„Na, ich will Ihnen Arbeit schaffen, mein liebes Kind", sagte die Alte, „Sie müssen dann sehen, wie Sie fertig werden, und wenn Sie sonst etwas brauchen, kommen Sie nur immer zu mir. Der alte Satan da, darf nicht wissen, daß man wie ein Christ handelt, sein Christenthum hat er blos im Munde, der infame Geizhals."

Diese Explication ward wieder mit einem Wink der geballten Faust gegen die Thür begleitet, während Gertrud, um den kranken Bruder ängstlich besorgt, schon zurück nach ihrer Wohnung ging.

Sie hatte sich jetzt in das neue, ebenso große als unerwartete Leiden gefunden, die arme Gertrud. Von Jugend auf geübt, dem Kummer die Stirn zu bieten, gelang es ihr auch jetzt. Wol war ihr Herz voll und schwer, wol lag das Gefühl, daß ihr Eduard leide, wie eine dichte dunkle Wolke über den ganzen Horizont ihrer neuen Verhältnisse, aber sie arbeitete wieder, sie sorgte für den Vater, sie kleidete die kleine Schwester mit liebevoller Aufmerksamkeit aus und an, vergaß nicht ihre Milch zur rechten Zeit zu wärmen und ihr Bettchen an die Sonne zu tragen, daß es weich und luftig sei für das ermüdete Kind. Sie ordnete Alles, was noch zu ordnen war in der kleinen Wohnung. Sie wusch in der Nacht das blutbefleckte Bettzeug und bleichte es auf dem Rasen unter dem Fenster. Sie betrat diesen Rasen, der ihr, als sie ihn zuerst erblickt hatte, so paradiesisch erschienen war, jetzt mit so schmerzerfüllter Seele, daß sie, die eifrige Naturfreundin, deren Auge sich geübt hatte, jeden Reiz der Schöpfung auch im beschränktesten Raume zu erkennen, anfangs nicht einmal sah, wie der Mond hoch im Zenith über den Zinnen des mächtigen Festungswerkes stand, an dessen Fuß ihr Gärtchen grünte.

Der Mond, ihr ältester Freund, nach dessen silberner Scheibe sie so oft die sehnenden Kinderhändchen emporgestreckt hatte. Wie sie aber sich bückte, hin und wider ging nach dem kleinen Brunnen, um Wasser zu holen, wie sie überhaupt so eifrig arbeitete, da glitten über die kummervollen Gedanken leichtere, ruhigere Bilder. Sie sah nicht mehr blos Eduard's Schmerzenslager und neben demselben das drohend grinsende Gespenst der Noth, sie sah das hübsche weiße Bettzeug, auf dem der Mondstrahl tanzte, sah die großen, mit Blüten bedeckten Kirschbäume, die ihre Zweige wie Arme zum Umfangen Derer, die sie liebten, in die laue, stille Nacht hinausstreckten. Sie sah wieder den Himmel und dessen tausend glänzende Sterne und der Gedanke, der sich mit diesem Anblick fast nothwendig in jeder Menschenseele verbinden muß, der Gedanke an die Unermeßlichkeit des Weltalls und die Allmacht des Schöpfers glitt still auf dem Lichtstrahl, der ihr Auge berührte, in ihre Seele.

Jeder Stern eine Welt der Schönheit, aber auch jedes Blütenblatt eine solche, und der Geist der Liebe, der Geist Gottes weht durch alle Welten und ordnet Alles nach den Gesetzen höchster

Weisheit, die nicht nur die höchste Vollkommenheit des Ganzen, sondern auch die höchste Vervollkommnung jedes einzelnen Theilchens bezwecken, dachte sie.

Ihre Arbeit war vollendet, aber noch stand sie da, die zarte jungfräuliche Gestalt, der Mond übergoß sie mit seinem reinen Lichte, der Nachtwind umflüsterte sie mit seinem reinen Hauche und die Blüten sandten ihr die reinsten Düfte und reine und erhabene, tröstende und kräftigende Gedanken bildeten sich daraus in ihrer reinen Seele. Gertrud betete, es war das höchste Gebet, zu dem die Menschenseele sich erheben kann auf diesem kleinen dunkeln Erdenstern, dasjenige, was wir Alle erst beten lernen, wenn wir das Walten Gottes zu verstehen beginnen, aber was auch den höchsten Trost enthält, dessen wir in diesem Leben uns erfreuen können. Sie betete: „Dein Wille geschehe!“

Siebentes Capitel.

In dieser Nacht schlief Alles in dem kleinen Häuschen am Hagelsberge, der Kranke, das Kind und die ermüdete, aber getröstete Gertrud. Sie schlief und träumte selige Träume von Blumen und Sternen und von geliebten Menschen, deren heitere Augen gleichsam einen Kranz von Licht und Liebe um ihr Herz bildeten. Sie sah ihren Vater kräftig und tüchtig, wie sie ihn nur als kleines Kind und auch da kaum gekannt hatte, sie sah ihre schöne Mutter fleißig und liebreich, ihren Eduard gesund und froh; aber noch ein Bild mischte sich unter diese ihre Geliebten, ein Bild, das ihr anders theuer war als Die, welche sie seit dem Beginn ihrer Existenz geliebt hatte. Er reichte ihr die Hand aus der Ferne; er wies ihr den Weg, auf dem sie gehen mußte, um

endlich auf den Höhen anzulangen, auf denen sie sich würdig fühlen konnte, von ihm geliebt zu sein. Kann man denn das Höchste erreichen ohne Kampf und Mühe? flüsterte die Stimme des Theuren ihr zu, und Eduard's Stimme sagte: Die Sonne scheint immer, wenn auch Wolken sie bedecken. Das Glück ist auch immer da, wenngleich bisweilen der Schmerz, ein schwarzes Gewölk zwischen ihm und unserm Auge steht und dann sagte die Mutter, deren Blick fest auf dem ihrer Tochter ruhte: Ich sehe dich, Gertrud, gib dir Mühe!

So erwachte sie. Es mochte vier Uhr sein, sie hatte seit Mitternacht ruhig und sanft geschlafen und ein Frühlingsmorgen war unterdeß zur Erde niedergestiegen, so sonnengoldig, so thaufrisch, so blumendurchduftet, wie ihn die Geister der Natur nur weben können zur Erquickung der leidenden Menschenherzen.

Gertrud sprang von ihrem Lager und kleidete sich eilig und sorglich, wie wenn kein kranker Bruder ihre ganze Seele in Anspruch nähme.

Es darf kein Leid geben, keins! sagte sie sich muthig, das mich unfähig macht, meine Pflichten zu erfüllen. Wenn Gottes Wille ihn mir nähme,

ihn, meinen, meinen Eduard, müßte mir nicht in meinem Jammer um ihn, doch die Kraft bleiben, seine liebe, liebe Hülle anzukleiden, für seinen Sarg und sein Grab zu sorgen? Sie fühlte das weiche, heiße Zittern in ihrer Seele, daß der Gedanke an den Verlust des Theuersten, was wir besitzen immer erregt, und die Augen zum blauen Himmel richtend, tröstete sie sich durch die Gewißheit: Aber noch lebt er, noch habe ich andere unendlich weniger schwere Pflichten zu erfüllen, und wenn ich ihn recht pflege, ihm recht Alles an den Augen absehe, wenn ich vor allen Dingen, die Furcht vor Noth von seinem, armen Herzen fern halte, dann wird es mir vielleicht gelingen, ihn dem Leben zu erhalten. Sie warf sich am Fenster einen Augenblick auf die Knie, hatte sie doch nicht Zeit lange Gebete zu sprechen; aber einen Moment lang, einen nur, gestattete sie sich jene heiße, süße Verzückung eines glühenden Gebetes. Es genügte, um die Kraft Gottes, einen Strom von Licht und Klarheit, in ihre junge Seele aufzunehmen.

Und nun bereitete sie sich für die Arbeiten und Pflichten ihres schweren, fast unmöglichen Tagewerks vor. Sie legte sich die Nähterei, welche die

alte Margarethe ihr noch am späten Abend gebracht, so zurecht, daß sie jeden Moment, den sie frei hatte, danach greifen konnte. Sie bereitete die Suppe des Vaters, Eduard's Getränk und die Speise und Kleidung der kleinen Leontine. Sie reinigte das Krankenzimmer, und ließ das Sonnenlicht und die süße Frühlingsluft in vollen Strömen durch das geöffnete Fenster hereinfließen, während sie um das Bett ihres Kranken den Schirm fester ordnete, daß kein Zugwind, kein zu heller Sonnenstrahl ihn berühre. Dann setzte sie sich nieder und nähte. Es war ein Dutzend feiner Batisttücher, die sie mit Hohlnähten säumen sollte. Die mühsame Arbeit flog in ihrer fleißigen und geschickten Hand und als das Kind erwachte, als der elende Vater sich regte, fanden beide schon Alles vorgerichtet für ihre Nahrung und Kleidung. Eduard erwachte auch. Matt und schwer lag sein Kopf auf dem heißen Kissen. Gertrud rückte jetzt den Schirm so, daß die linde Mailuft seine glühende Stirn umspielen konnte. Sie bürstete sein Haar, sie wusch ihm Hände und Gesicht, sie ließ ihn oft von der kühlen Limonade trinken, reichte ihm zur Minute die Arznei, und dann saß sie wieder und nähte und ließ sich von

dem Kinde die Nadeln einfädeln und die Fäden zurichten; Leontine machte das schon ganz gut und hatte einen Zeitvertreib daran, und war sehr stolz darauf, daß sie etwas nützte.

Bergenau saß den Tag über in seinem Lehnstuhle am Fenster, er war ruhig und sanft, denn er bekam Alles, was er bedurfte, wie sonst zur rechten Zeit und nach rechtem Maaße; Keiner ihrer Pfleglinge fühlte die Last des Kummers und der Sorge, die auf Gertrud's Herzen lag, ja sie selbst fühlte sie nicht mehr, der Genius, der dem armen Menschengeschlecht eigentlich als irdischer Schutzengel mitgegeben ward, der Fleiß, half sie ihr tragen. Bei angestrengter Arbeit vergißt man einen großen Theil des Elends, das uns, wenn wir es unthätig ertragen müssen, rettungslos niederdrückt.

Wol trug Gertrud's eiserner Fleiß nicht so viel Frucht, als nothwendig gewesen wäre, um die Noth von dem kleinen Familienkreise lange fern zu halten, wol mußte sie für ihren Kranken allein dreimal mehr Geld an einem Tage ausgeben, als ihr angestrengtester Fleiß in derselben Zeit erwerben konnte, und so minderte sich die geringe Summe, die sie noch besaß, mit erschrecken-

der Schnelle. Aber sie that, was sie konnte, Gott das Uebrige anheimstellend. Sie dachte nach, wo und wenn sie noch irgend etwas ersparen könnte, was von ihrem persönlichen Eigenthum wol entbehrlich sei und verkauft werden könne. Ach Gott! Sie hätte sich so gefreut, wenn die gänzliche Appetitlosigkeit aus den ersten Tagen von Eduard's Krankheit bei ihr anhaltend gewesen wäre, aber bewahre, sie hatte bei allen ihren Sorgen, bei aller Angst um den Bruder, auch noch einen wahren Wolfshunger und konnte eine Schnitte Brot verzehren oder ein Dutzend Kartoffeln, wie in den besten Zeiten. Daß die Brotschnitte, die sie für sich selbst abschnitt, immer von allen die kleinste war, daß sie zu ihren Kartoffeln nie etwas anderes genoß, als ein wenig Salz, daß sie für ihre Person kein Tröpfchen Kaffee oder Milch über die Zunge brachte, das verstand sich ja ganz von selbst. Es war ja das Einzige, was sie sparen konnte, und ihr schwarzes Einsegnungskleid, war das einzige im Hause Entbehrliche, sie verkaufte es für zwei Thaler, noch zwei bekam sie für die Taschentücher, es war gut bezahlt, und vier Thaler waren ein Schatz, mit dem sie schon wieder etwas weiter kam.

Jetzt nähte sie Oberhemden. Sie nähte mit Anstrengung aller ihrer Kräfte, aber diese Kräfte hatten abgenommen. Seit den zehn Tagen, da Eduard krank lag, war Gertrud bleich geworden und sichtbar abgemagert. Sie konnte oft vor Mattigkeit die Hände nicht heben, fühlte ihre Knie zittern und manchmal hatte sie einen grimmigen, brennenden Magenschmerz. Eine Art Schauder rann, wenn sie dem Vater und dem Kinde die Brühe gab, über ihre Glieder. Gertrud hatte acht Tage lang keine andere Speise genossen, als Brot und Kartoffeln, und auch dies bei weitem nicht zur völligen Ernährung hinreichend.

Der Hunger, das hohläugige Gespenst, stand an der Thür des kleinen Hauses. Zu morgen besaß sie keinen Groschen mehr, um das halbe Pfund Fleisch für den Vater und ein wenig Milch für Leontine zu kaufen. Eduard lag bleich und matt und meist bewußtlos, ach, er bedurfte jetzt nichts andres als Wasser, er hatte schon seit gestern keine Limonade mehr bekommen, und hatte sie nicht vermißt.

Sie hatte, als sie ihr Einsegnungskleid verkaufte, den Schritt gethan, welchen Eduard ge-

wiß als den letzten in der Noth angesehen haben würde. Sie hatte an die Mutter geschrieben. Es ward ihr auch schwer. Wie stolz war nicht ihr letzter Brief, indem sie erzählte, daß der Bruder so jung noch, doch schon im Stande sei, sie, den Vater und das Schwesterchen zu ernähren. Wie hatte damals ihr Herz in Freude geschlagen. Jetzt schlug es auch. Es zuckte krampfhaft, als sie sich niedersetzte, und zweimal mußte sie die Feder aus der Hand legen, ehe sie die Worte niederschreiben konnte: „Ich bitte Dich, theure Mutter, um eine Geldunterstützung." Der Brief enthielt auch nicht viel mehr als diese Bitte und die Nachricht, daß Eduard sehr krank sei.

Sie wußte nicht den Weg zur Post, und ging hinüber, die wackere Margarethe danach zu fragen, sie traf aber nur Herrn Malmaison an, der sich sehr höflich erbot, den Gang für das junge Mädchen zu thun. Wie froh nahm sie das Anerbieten an. Sie gab ihm fünf Groschen Postgeld, ihr letztes Geld im Augenblick, und den Brief mit der Adresse: Ihrer Durchlaucht, der Frau Prinzessin Hermione Moroschin auf Morawa, per Moskau.

Der alte Stelzbein betrachtete die Aufschrift

und sagte: „Sie haben sehr vornehme Bekanntschaft, Mademoiselle.“

„Das macht uns aber selbst nicht vornehm, Herr Doctor“, antwortete sie freundlich, und ging zurück zu ihren Kranken.

Die Hoffnung auf baldige Antwort der Mutter war die einzige, die ihr blieb. Sie trug die Sorge und leistete der Schwäche, die der Hunger in einem jugendlichen Körper sehr rasch erzeugt, so gut es gehen wollte, Widerstand. Sie verkaufte, ach, mit wie schwerem Herzen, Eduard's schöne Oberhemden, ihr Weihnachtsgeschenk. Sie verkaufte seine guten, schwarzen Kleider.

Gott! Gott! Tag nach Tag verrann und es kam kein Brief von der fernen Mutter. Sie verkaufte den kleinen Waschkessel, das einzige Geräth von einigem Werthe, was sie noch besaß.

Sie arbeitete Tag und Nacht und betete heiß, oft wie mit einer Art Verzückung. Ihr Körper war zu einem Schatten abgezehrt, ihr schönes, dunkelbraunes Haar, sah rabenschwarz aus auf der wachsbleichen Stirn und ein tiefblauer Rand zog sich um ihre größer und größer werdenden Augen. Noch hatte der Vater, noch hatte Leontine nicht gehungert. Sie saß an Eduard's Bett und nähte.

Doctor Malmaison war seit zwei Tagen nicht bei dem Kranken gewesen, der fast ohne Aufhören schlief. Es geht gut mit ihm, hatte der theilnahmlose Mann gesagt. Ach, Gertrud glaubte nicht daran, sie glaubte nicht mehr an das Glück und arbeitete nur noch instinctmäßig und aus Gewohnheit. Es war das letzte der drei Oberhemden, an dem sie nähte, und es fehlten nur noch Knopflöcher und Knöpfe, dann war es fertig, und sie konnte wieder auf eine neue Einnahme von zwei Thalern rechnen.

Noch dürfen sie nicht hungern, Vater und Leontine, dachte sie, während die Nadel schnell und gleichmäßig durch das feine Linnen glitt. Es ist doch ein Trost, o, lieber Gott. Eine Hand legte sich warm aufs Knie des armen Mädchens. Sie schrak empor! Es war Eduard's Hand. Der Kranke war erwacht und blickte lächelnd zu der treuen Pflegerin auf. Sie reichte ihm das Wasserglas.

„Ich habe keinen Durst", sagte er leise und lächelte matt, „aber ich möchte wol ein wenig essen."

Seit drei langen, fürchterlichen Wochen, verlangte er zum erstenmal nach Speise. Gott

Lob! Er durfte nicht hungern. Ihre Hand flog krampfhaft bei der Arbeit, der letzte Stich war gethan. Sie ging hinüber zur guten, alten Nachbarin. Frau Margarethe kochte feine Weizengrütze, für ihren Herrn zum Nachtessen. Sie rührte die wohlschmeckende Suppe sorglich, daß sie nicht anbrenne.

„Hier, meine Arbeit", sagte Gertrud mit bebender Stimme, „und hier meine Rechnung, und wollen Sie — wollen Sie, liebe Frau Nachbarin, mir das Geld vorschießen, bis sie es erheben; Eduard will Etwas essen."

Die alte Frau sah ihr eine Weile in die Augen. „Sie sehen jämmerlich, ganz gottesjämmerlich aus", sagte sie theilnehmend, „haben Sie denn nicht Appetit zu Etwas?"

„Mein Bruder, mein kranker Bruder", stammelte Gertrud, „er hat Hunger, geben Sie ihm ein wenig —"

Die Küche drehte sich um sie, die Knie versagten ihr den Dienst, sie wankte und glitt in die Arme der alten Dienerin, die erschrocken, die leichte Last auf ihr reinliches Bett legte und Essig und etwas Wein herbeitrug. Die Ohnmacht währte nicht lange, kaum eine halbe Minute.

„Mein Bruder hungert", sagte das arme Kind, als sie wieder Kraft zum Sprechen gewann, denn das Bewußtsein, daß die Ihrigen ihrer bedurften, hatte sie keinen Moment verloren.

„Mein Gott, mein lieber Gott!" murmelte die Alte, indem sie warme Grütze in einen Teller that, und noch einen zweiten mit einer ansehnlichen Portion füllte. Der Gedanke, daß nicht nur der Bruder hungere, war beim Anblick der hagern, vergehenden Gestalt des armen Kindes, durch die Seele der mitleidigen Frau gegangen.

„Sie pflegen sich nicht genug, armes Herzchen, Sie müssen hier gleich ein wenig essen, dann gehen wir zusammen zu dem kranken, jungen Herrn."

Dabei reichte sie ihr den Teller hin, richtete sie empor, und führte einen Löffel voll der warmen, erquickenden Speise zu Gertrud's Munde. Das ausgehungerte Kind genoß ihn hastig.

„Mehr, immer mehr", sagte die gute Alte. Gertrud aß, sie trank auch ein wenig Wein und frisches Leben strömte in ihre Glieder. Sie aß, und jeder Bissen mehrte ihre Kräfte und ihre Hoffnung. Eduard war auf dem Wege der Besserung, das war nicht zu bezweifeln. Er

würde bald arbeiten und sie würde auch arbeiten. Dann würde kein dringendes Bedürfniß der Familie unbefriedigt bleiben dürfen. Sie würden sparen, um Das, was sie hatte verkaufen müssen, sich wieder zu erwerben. O, das Leben würde ihnen noch reich an Freude sein.

Sie richtete sich vom Bette empor. „Mir ist besser, liebe, gute Mutter Margarethe", sagte sie, die schwielige Hand der Alten dankbar küssend. „Lassen Sie mich jetzt meinem Bruder von dieser schönen Grütze bringen."

„Nun, mein Herzchen, dann kommen Sie nur", sagte diese freundlichst, „das ist so ein rechtes Krankensüppchen, es wird dem Eduard schmecken."

Die alte, liebevolle Margarethe nannte den Kranken, wie sie ihn von seiner Pflegerin hatte nennen hören, und Gertrud fand es so freundlich von ihr, und hätte viel darum gegeben, Worte zu finden, die so recht ihre Dankbarkeit gegen ihre Wohlthäterin ausgesprochen hätten.

„Das ist eine schöne Suppe", sagte Eduard, indem er behaglich einen Löffel voll nach dem andern aß.

Gertrud sah ihm mit entzückten Augen zu,

sie genoß jeden Bissen, der ihren Kranken erquickte, doppelt.

„Wie ist dir denn nun, mein einziger Eduard?" fragte sie, als sie den Teller und den Löffel wegnahm.

„Müde", sagte er, herzlich müde, aber das thut nichts, morgen stehe ich wieder auf und helfe dir das Haus in Ordnung bringen."

„Es ist schon Alles in Ordnung, sagte sie freundlich.

„Was, ohne mich? Arme Gertrud! Ich liege wol schon so niedergesäbelt, wer weiß wie lange?"

Sie nannte ihm die Ewigkeit des Jammers nicht, die er krank verträumt hatte, sie legte ihm die Kissen zurecht und schirmte seine Augen vor den eindringenden Strahlen der Abendsonne und bald lag er wieder in einem tiefem, süßen und erquickenden Schlaf.

Jetzt, da die Angst um das Leben des geliebten Bruders zu schwinden schien, begann für Gertrud erst das ganze Leid der bittersten Armuth fühlbar zu werden.

Sie saß an seinem Bett und nähte, trotz der fast tödtlichen Abspannung ihrer Nerven, die durch Angst, Ueberanstrengung und Hunger herbeige-

führt, nur durch die Kraft des Willens und der Liebe noch in Thätigkeit erhalten wurde, und Thräne auf Thräne rann leise auf die Arbeit. Das kleine Nachtlämpchen gab ihr zu der feinen Nähterei, nur ein sehr unzureichendes Licht. Die Wohlthat der alten Margarethe hatte das junge Mädchen lange nicht vollständig gesättigt. Der Hunger, den die Angst um des Bruders Leben manchmal tagelang übertäubt hatte, wüthete mit seinen Geierkrallen fühlbar in ihr. Dazu kam die trostlose Ueberzeugung, welch eine Masse von Schmerzen und Demüthigungen des armen Genesenden warteten, wenn er nun sein Bett verlassen und finden würde, daß die Noth ihr Aeußerstes an ihnen gethan hätte, daß es der Schwester nicht einmal möglich gewesen, jenen Schein von Respectabilität zu wahren, auf den der ehrliebende Arme stets so sehr hält.

Ach, was würde Eduard sagen, zu den verkauften Kleidern und Geräthen? Daß sie an die Mutter geschrieben, das wollte sie ihm ganz und gar verschweigen, die Mutter hatte ja nicht geantwortet und diese Demüthigung konnte dem armen Bruder daher erspart bleiben, und dann, o, lieber Gott, womit sollte sie ihn wol pflegen,

wenn er jetzt genesend, der Stärkung so benöthigt sein würde. Sie saß und dachte und dachte, wenn sie Tag und Nacht nähte und stickte, sie konnte allein nicht vier Menschen ernähren, von denen zwei so elend und der größten Aufmerksamkeit bedürftig waren.

Sie verstand nichts von den Künsten, mit denen man Geld halb verdient und halb erbettelt, sie konnte nicht Harfe spielen und an den Straßenecken singen, oder tanzen und mit einem Teller bei den Leuten fern und nah umhergehen. Das stille, schöne, in Zurückgezogenheit erwachsene Mädchen, wäre zusammengesunken vor Scham und Blödigkeit, wenn sie dergleichen versucht hätte. Daß sie an so etwas nur dachte, war ein Zeichen ihrer Alles überwindenden Liebe für den Bruder, aber nur zu gut wußte sie, daß ihre Nervenkraft niemals ausreichen konnte, eine öffentliche Schaustellung solcher Art durchzumachen.

Wenn ich ihn mit meinem Blute sättigen und erquicken könnte, dachte sie, ich wollte es ja gern aus meinen Adern in die seinen fließen lassen, ich möchte eine Hand, einen Fuß, einen Zahn, möchte mein Auge verkaufen — Herr Gott! ein Gedanke schoß blitzartig durch ihre Seele, sie

besaß noch Etwas, womit sie dem Bruder einige nothwendige Stärkungsmittel verschaffen konnte.

Es mochte Mitternacht sein, als sie, wie von einer Feder emporgeschnellt, vom Stuhl aufsprang. Sie legte ihre Arbeit zusammen und stellte das Lämpchen vor den kleinen Spiegel. Dann zog sie den Kamm aus ihren Haaren und ließ dieselben, einem Mantel von brauner Seide gleich, um ihre Schultern wallen. Dies Haar, dies reiche, weiche und prächtige Haar, um das eine Kaiserin die Tochter des Musikanten beneiden konnte, war das Capital, von dem der kranke Bruder gepflegt werden sollte. Sie flocht es sorglich zum letztenmal, und legte die lange, lange, seidige Flechte unter das weiße Nachthäubchen. Dies Haar! Er, der Ferne, an den zu denken sie sich nur selten erlaubte, hatte es den Krönungsmantel der Schönheit genannt, sie gab es hin, unweigerlich, ja freudig für den Bruder, und dankte Gott, der es ihr gegeben, den geliebten Kranken vor Hunger und bis zu seiner Genesung vor jener drückenden Angst zu schützen, welche die Hauptqual des Armen ist, wenn er sich arbeitsunfähig fühlt und das Elend sich näher kommen sieht.

Nachdem Gertrud ihren Entschluß gefaßt, schlief sie und die Ruhe gab ihrem jugendlichen Körper einen Theil seiner Kraft zurück. Sie erwachte muthig, sorgte für das Frühstück der Ihrigen, hatte sie doch in der Summe, die sie für ihre letzte Arbeit erhalten, noch einen Geldvorrath für ein paar Tage. — Margarethe kochte die Milch für das Kind, den Kaffee für den Vater und ein Töpfchen Hühnerbrühe für den Kranken, während sie eiligen Schritts nach der Stadt ging, einen Friseur aufzusuchen.

Am Kohlenmarkt, unfern des Schauspielhauses, fand sie das Schild eines solchen, das Wachsbild eines modernen Herrn mit wohlgescheiteltem Haar und trefflich gestutztem Bärtchen. Der Inhaber, seinem Aushängeschild einigermaßen ähnlich, schien erstaunt, ein junges, schönes Mädchen, bei sich eintreten zu sehen, doch führte er sie galant in das elegante Cabinet und fragte nach ihren Befehlen.

Gertrud nahm den kleinen, mit einem einfachen, weißen Bande verzierten Strohhut ab und sagte: „Wie gefällt Ihnen mein Haar, mein Herr?“

Der Künstler trat ihr näher und betrachtete

die Massen brauner, seidner Flechten, die sich vier bis fünf mal um einander ringelten und eine Art von Mütze auf dem zierlichen Eirund von Gertrud's Köpfchen bildeten, fast zu schwer erscheinend um von demselben getragen zu werden.

„Sehr schön, außerordentlich schön, ganz merkwürdig", sagte er dann, die Hand leicht auf diesen natürlichen Schmuck des jungen Mädchens legend.

„Die Flechte ist vom Bande an, zwei und eine halbe Elle lang", sagte Gertrud und ließ dieselbe niederrollen, indem sie die dieselbe befestigenden Nadeln herauszog.

„Potz, tausend! Das ist Haar! Das ist etwas Himmlisches von Haar!" rief der junge Mann, in eine wahrhafte Künstlerbegeisterung gerathend, beim Anblick dieser Pracht und Fülle.

„Und was ist dies Haar werth?"

„Werth! mein Fräulein? Millionen für Ihren Liebhaber, unbezahlbar für Sie selbst."

„Aber für Sie oder für jeden andern Mann Ihres Faches?"

„Ach! warum sollte ich einen Schmuck tariren, den Sie doch nicht verkaufen werden, mein Fräulein —?"

„Aber ich beabsichtige dies zu thun.“

„Unmöglich, ganz unmöglich! Es wäre ja eine Barbarei, die man nicht verantworten könnte, die Scheere an diese Pracht zu legen.“

„Aber, mein Herr, ich will mein Haar verkaufen.“

Der junge Mann sah das schöne Mädchen eine Weile an, und sagte dann mit einem eignen Gesichtsausdruck, der Gertrud sehr unheimlich erschien: „Und warum wollen Sie sich des schönen Haares, dieser großen Schönheit berauben, wenn ich fragen darf?“

„Die Frage ist nicht“, entgegnete sie, „warum ich mein Haar verkaufen will, sondern ob Sie gesonnen sind, es zu kaufen und was Sie mir in diesem Fall dafür bieten.“

„Darf ich die Flechten auflösen?“

„Der Käufer hat natürlich das Recht, die ihm angebotene Waare zu prüfen.“

Gertrud öffnete bei diesen Worten selbst die Flechten, sie mußte dieselben, um sie unten nicht zu verzausen, dabei durch die Stuhllehne ziehen, und lächelnd sah der junge Mann dem Spiel der feinen Hände zu, die sich in die Wellen dieses Haares tauchten, das endlich einen braunen, wei-

chen Mantel, um die jungfräuliche Gestalt des Mädchens bildend, sie vom Scheitel bis zum Fuß verhüllte.

„Weshalb wollen Sie das Haar verkaufen?" fragte der Friseur nochmals. „Sie haben es wahrhaftig nicht nöthig, eine Dame von Ihrer Schönheit, von Ihrer Grazie, ich bitte Sie, behalten Sie Ihr Haar, und wenn Sie etwa Geld brauchen, mein Gott, ich schieße Ihnen etwas vor, ich —"

„Ich danke, mein Herr", sagte Gertrud, die mit jedem Moment sich in Gegenwart dieses Menschen bedrückter fühlte, „ich mache nicht Schulden, von denen ich nicht weiß, wenn ich sie bezahlen kann."

Auch der Haarkünstler schien befangen, er räusperte sich, blickte nochmals ins Gesicht des Mädchens und flüsterte: „Unser Einer hat Verbindungen, ich — es würde Ihnen nicht an einem reichen Beschützer fehlen, wenn Sie es mir überließen, Sie mit meinen Freunden und Gönnern bekannt zu machen. Ich würde Ihnen zehn Thaler geben und mehr, wenn Sie es brauchten, und Sie besuchten mich heute Abend oder morgen Abend, und —"

Gertrud zitterte. Ohne genau den Antrag zu verstehen, der ihr gemacht wurde, fühlte sie doch, daß es ein ehrloser sei. Sie fühlte den bittersten Schmerz der Armuth, welchen zu empfinden nur das arme Weib vom Geschick verurtheilt ist. Ohne weiter ein Wort zu sagen, begann sie ihr Haar zusammen zu winden, um nur schnell das Zimmer, dessen Wände Glut auszuströmen schienen, verlassen zu können. Sie nahm ihren Hut von der Stuhllehne, drückte ihn auf das rasch zusammengewickelte Haar und wollte mit fliegender Eile hinausgehen, allein der häßliche Mensch vertrat ihr den Weg.

„Nein, meine Schöne", sagte er, „sein Sie nicht eigensinnig, ich biete Ihnen Ihr Glück. Sie sind jung, schön und — arm, was bleibt Ihnen da wol übrig, als Ihre Schönheit zu Gelde zu machen, wollten Sie nicht schon damit anfangen? Ihr Haar verkaufen? Pfui! wer wird ein Blatt aus dem Kelche einer Rose kaufen, verkaufen sie das Ganze! Ich wüßte der Käufer genug, die mit vollen Händen Hunderte, Tausende! zahlen würden, die Schönheit ist nie zu theuer bezahlt."

„Mein Herr, mein Herr!" sagte Gertrud, in-

dem sie dem abscheulichen Menschen die gefalteten Hände flehend entgegenstreckte, „lassen Sie mich fortgehen, wenn Sie meine Flechte nicht kaufen wollen; ich bin ein armes Mädchen, fast eine Waise, schlimmer als eine Waise vielleicht, denn mein kranker Vater muß von meiner Hand das Brot empfangen und mein einziger Beschützer auf der Welt, mein Bruder, liegt auch schon seit Wochen hülflos danieder. Wir sind fremd hier am Orte, ich habe gearbeitet Tag und Nacht, ich will gern arbeiten, solange eines Mädchens Kräfte es nur vermögen, aber ich kann nicht mit Frauenarbeit zwei Menschen erhalten, die nicht blos Nahrung, sondern auch Erquickung bedürfen, und meine kleine Schwester dazu, mich selbst gar nicht einmal zu rechnen, denn ich bedarf nur wenig. Da kam mir der Gedanke, mein Haar zu verkaufen. Mir ist oft gesagt worden, so langes Haar würde theuer bezahlt, und wenn ich kurzes Haar trage, spare ich noch täglich die Zeit, welche das kämmen und flechten kostet. Wollen Sie es kaufen, so sagen Sie es mir und zahlen Sie was es werth ist, es ist ein gutes Werk, das Sie thun. Wollen Sie es aber nicht, so lassen Sie mich fort, nennen Sie mir den Weg zu Ihrem

nächsten Zunftgenossen, halten Sie mich aber nicht auf, zwei Kranke, ein Kind und meine Arbeit warten auf mich."

Es lag etwas Wahres, Edles und Reines in den Worten des jungen Mädchens, das jedes Menschenherz treffen mußte. Unschuld, Fleiß und Wahrheitsliebe, standen wie unsichtbare Engel neben der rührenden Gestalt Gertrud's, und ihre Seraphsfittige bildeten eine heilige Schranke zwischen dem armen, von aller Menschenhülfe verlassenen Mädchen und dem gemeinen Manne, den schmuzige Erfahrungen gelehrt hatten, die Armuth eines schönen Mädchens zu seiner Bundesgenossin zu machen. — Er zitterte und erbleichte, und in seinem Herzen regten sich Gefühle besserer Art.

„Fräulein", sagte er, „wenn es Ihnen Ernst ist, wirklicher Ernst, gut! ich kaufe Ihr Haar! Es ist, zehn Thaler werth, zwölf vielleicht, ich werde es wiegen und messen, ich gebe Ihnen den höchsten Preis, gewiß, das thue ich. Setzen Sie sich nur nieder, ich werde Sie auch nicht zu lange aufhalten."

Gertrud saß schon und hielt ihr Hütchen auf den Knien. Sie fühlte am Nacken die Metall-

kälte der Scheere, sie hörte das Zuschnappen derselben. Der Friseur warf die langen, seidenen Haarwellen über seinen linken Arm. Das Opfer war gebracht, aber in Gertrud's zitternder Hand befanden sich auch vierzehn harte, blanke Thaler. — Es war die Nahrung für den Vater und die Schwester, es war der Wein, die Brühe und jede Erquickung für den lieben, genesenden Bruder, es war ein Schatz, größer als manche Million, die keinen Hungrigen speist, keinen Kranken erquickt; denn das Geld ist nicht an sich etwas Großes, sondern nur als vermittelndes Werkzeug, wie der Hebel, das Rad, die Walze, die für sich auch nichts sind, als ein Stückchen Holz oder Metall und doch das Angesicht der Erde verändern, wenn sie richtig gebraucht werden. Für Gertrud waren diese vierzehn runden Silberstücke, was dem Eingekerkerten die Feile ist, welche die Schlösser seines Gefängnisses öffnen kann. Sie dankte mit einem freudigen Blick und sprang hinaus und flog in die Läden, wo sie ihre Einkäufe machen mußte und dann nach Hause an den kleinen Herd, wo sie die schöne Frühstücksgrütze für ihren Eduard fand, und Kaffee für den Vater.

Wie sie so dastand in der kleinen Küche, die Wangen angehaucht vom Roth der Freude, die lieben Augen glänzend von innerm Glück; da war sie glücklich, glücklich, wie es keine Fürstin auf ihrem Throne, keine gefeierte Schönheit im Ballsaal in höherm Grade sein kann.

Die Noth war überwunden, durch ihre eigene Kraft, durch ihre Opferwilligkeit, ihren Fleiß, ihr treues Ausharren. Das Geld für ihr Haar und Das, was sie noch verdienen konnte, reichte sicherlich aus, die Ihrigen zu erhalten, bis Eduard wieder bei Kräften war, und sie dann nur, als seine Helferin zu wirken und zu schaffen hatte. O, und wie goldene Tage lagen vor ihr, wenn der Bruder genesen sein würde, der Garten, das kleine, liebe Häuschen, jedes Möbel, das sie besaßen und benutzten, war ja eine frisch und fröhlich sprudelnde Quelle von Glück für die vereinten Geschwister.

Mit freudig pochendem Herzen trat sie in das Schlafzimmer; Eduard saß auf dem Stuhl am Fenster, streckte ihr die abgemagerte Hand entgegen und fragte lächelnd: „Wo bist du denn aber gewesen, du böse, böse Gertrud?" Ach, Gott, er war ja heute schon viel, viel munterer

als gestern, hatte er doch so süß und erquicklich geschlafen.

„Frühstück habe ich besorgt, für dich und uns Alle", sagte sie und streichelte seine Wangen und er küßte ihre Finger, die seinen Lippen so nahe kamen und lachte, daß die weißen Zähne sichtbar wurden, und sagte: „Das hast du mit Weisheit geordnet, denn mich hungert gehörig."

Sie hatte ihr Morgenmützchen aufbehalten, damit Eduard den Verlust ihres Haares nicht gleich sehen sollte, und da er kein Liebhaber, sondern ihr Bruder war, so bemerkte er ihn auch nicht so leicht. Sie schob ein Tischchen vor den Stuhl des Genesenden und setzte sich ihm gegenüber, und während sie die kleine Leontine versorgte, hingen ihre Augen an dem lieben Bruder. Gott, wie er so mit Appetit aß! Die warme Luft wehte durchs offne Fenster und trug auf ihren Flügeln, Blumendüfte in das kleine, reinliche Zimmer. Der Sonnenschein huschte durch die Blätter der Obstbäume und spielte auf dem weichen, grünen Rasen, und vom Hagelsberg herab tönten die heitern Klänge einer lustigen Musik. Das Leben war wieder schön. Die Welt rosig und golden.

„Aber nun legst du dich nieder und schläfst wieder ein Stündchen, bis wir zusammen zu Mittag essen“, sagte Gertrud.

„Ich dachte, ich wollte einmal mit dir in den Garten zu gehen versuchen“, entgegnete der Genesende, „aber es geht doch noch nicht so recht, meine zwei Beine kommen mir vor wie zwei eingeknickte Spazierstöcke, man kann sich nicht darauf stützen, ohne zu fürchten, daß sie brechen.“

Er legte sich wieder ins Bett und Gertrud schlug die leichte Decke über ihn, während er sagte:

„Wenn ich so ein Ding hätte, wie einen Schlafrock, so wäre mir das jetzt recht schätzbar.“

Einen Schlafrock! Er mußte ihn haben, wenn er aufstehen und umhergehen sollte. Gertrud ging noch einmal in die Stadt in den Laden eines Schneiders und kaufte dort für drei Thaler achtzehn Silbergroschen das Kleidungsstück. Es war ein schöner türkischer Schlafrock von buntem Madras, man konnte ihn mit Litzen vorn zumachen und inwendig war er ordentlich seidenweich. Morgenschuhe, sehr weiche und bequeme, besaß er schon, nun konnte er sich pflegen.

In der Mittagsstunde trug sie den kleinen Tisch in den Garten und deckte ihn unter einem

schönen Apfelbaum, an dem noch die letzten Blüten prangten.

Die kleine Leontine trug die Servietten und die Löffel hinaus, sie half schon immer und war glücklich, wenn sie es durfte.

Doctor Malmaison hatte erlaubt, daß Eduard draußen sitzen durfte, Gertrud legte ein Bret vor seinen Sitz, damit die Füße ihm nicht kalt und feucht am Boden würden. Sie hatte eine Flasche Wein besorgt und stellte ihr einziges Weinglas neben Eduard's Teller, dann trug sie ihm den Schlafrock ans Bett.

Eduard betrachtete ihn mit leuchtenden Augen.

„Das ist wahrhaftig ein nobler Rock", sagte er fröhlich, „und wie wird er mir gut thun, wenn ich im Herbst und im Winter früh Morgens am Zeichentisch sitzen muß."

Gertrud's Herz war ganz voll von Glück bei diesen Worten, sie küßte des Bruders bleiche Stirn und lachte so lustig und laut, als ob es gar keine solchen Ungeheuer, wie Hunger und Noth auf Erden gebe. Nein, sie lachte lustiger, denn sie lachte in dem Bewußtsein, diese Ungeheuer besiegt zu haben.

Sie saßen sich gegenüber im Grünen, diese

Geschwister, die muthig miteinander die Last des Lebens ertrugen. Jene Last, die nur dem Trägen, dem Muthlosen oder Dem unerträglich wird, der das heilige Feuer der Liebe in seinem Herzen hat erlöschen lassen. Zwischen ihnen saß auf der einen Seite der geistesschwache Vater, auf der andern das hülflose Kind, Beide an sie, die jungen, arbeitsfähigen und lebensmuthigen Herzen gewiesen.

Der Genesende aß die Speisen und trank den Wein, die die liebevolle und aufopfernde Schwester für ihn zugerichtet.

„Wie lange bin ich denn krank gewesen?" fragte Eduard, als er, gesättigt und erquickt, sich in seinen Stuhl zurücklehnte.

„Drei Wochen", sagte sie leise.

„Unmöglich, großer Gott, Gertrud, armes Kind, drei Wochen, wie hast du es gemacht, um uns während dieser Zeit durchzubringen?"

Sie lächelte.

„Es ist ja gegangen, wie du siehst, der liebe Gott ist im Schwachen mächtig.

„Und ich habe Wein und Brühe, Arzt und Arznei und einen neuen Schlafrock sogar, um Gotteswillen, Gertrud, wie hast du das angefangen?"

„Nun, ängstige dich nicht, Eduard, es ist ja Alles nun gut und vorüber, wenn es mir auch manchmal schwer, ja unmöglich erschien, obgleich ich fast Tag und Nacht arbeitete; aber wie ich schon fast zu verzagen anfing, da gab mir der liebe Gott ein Mittel —"

„Welches?" fragte der Bruder gepreßt und heftete die großen Augen auf das Gesicht der schönen Schwester.

Es war rein wie Gottes Lichtstrahl; aber indem er die schöne Gestalt mit seinen Blicken musterte, sah er das kurz geschnittene Haar, das sich in kleinen Löckchen um das rosige Ohr des jungen Mädchens ringelte.

„Gertrud, deine schöne, schöne Flechte!" sagte er schmerzlich aufseufzend.

Sie kniete, wie sie es so gern that, vor ihm nieder und stützte die Arme auf seinen Schoos.

„Laß es dich nicht schmerzen, Bruderherz", sagte sie, selig lächelnd, „es wächst schon wieder, glaube mir nur, und nicht blos jedes Haar hätte ich mir gern einzeln ausziehen lassen, um dich zu erquicken und zu pflegen, sondern jeden Blutstropfen aus meinen Adern hätte ich für dich hin gegeben, mit Freuden. Eduard! weine nicht darüber,

es ist ja nichts seliger, als Dem ein Opfer zu bringen, den man liebt."

Er legte eine seiner bleichen Hände auf ihr Haupt, und während er mit der andern sie näher an sein Herz zog, sagte er feuchten Auges zum Himmel blickend:

„O, Gott, wie reich bin ich und wie glücklich!"

Achtes Capitel.

Eduard's Genesung ging, wie das bei seiner jugendlichen Kraft natürlich war, rasch vonstatten. Dem an Thätigkeit gewöhnten Jüngling war es bald ein Bedürfniß, wieder zu arbeiten, und seine Arbeit brachte schneller als die der Schwester die nothwendigen Subsistenzmittel für seine Familie.

Wieder wie sonst saßen die Geschwister beieinander und schafften für ihr gegenseitiges Wohl. Die äußern Verhältnisse, die Decorationen ihres kleinen Lebensdramas waren aber hübscher, waren um Vieles freundlicher geworden.

Der Antheil, den Gertrud an dem Garten hatte, ward für sie nicht nur eine Quelle des Genusses, sondern auch eine Quelle des Erwerbs. Sobald nur Eduard außer Gefahr war, hatte

sie sich die Grenzen ihres Gebiets zeigen lassen und begann in denselben zu schaffen.

Ein kleines eingezäuntes Höfchen trennte die hintere Front des Hauses von dem Garten. Dort scharrten bereits lustig sechs Hühner und ein schöner buntfederiger Hahn. Eine weiße Ziege lag angebunden unter einem großen Kirschbaum und senkte von Zeit zu Zeit den Kopf, um einige Grashälmchen für den Appetit zu speisen, denn Hunger hatte sie nicht bei der guten Weide.

Zwei Bienenstöcke standen an der Bergwand im Schatten, den einen hatte Eduard gekauft und der Schwester geschenkt und der andere war ein junger Schwarm, den Gertrud sorgsam eingesetzt und an dem sie besondere Freude hatte.

Sie war mehr und mehr eine ordentliche Landwirthin geworden, die kleine Gertrud, die jetzt mit den Locken, die sich kurz und dicht um den zierlichen Nacken kräuselten, noch schöner, sicherlich wenigstens noch jugendlicher aussah als früher mit den langen schweren Flechten.

Dem geschickten, behenden, heitern Mädchen ward jede Arbeit leicht und die Arbeiten im Freien, das Sammeln des eben reifenden Strauchobstes, das Abmähen der größern Grasplätze,

wohin die Ziege jetzt nicht durfte, damit es ihr im Winter nicht an Heu fehle, die Pflege ihrer Hausthiere waren für sie ebenso viele harmlose Vergnügen. Auf den Herbst freute sie sich ganz besonders, da wollte sie ein Blumengärtchen einrichten für den neuen Lenz, Obst dörren, Pflaumenmuß einkochen und tausend andere Dinge thun, die alle so hübsch zu verrichten waren.

Leontine, das kleine, kluge, geschickte Kind, konnte ihr schon recht helfen und plauderte dabei lustig mit der ältern Schwester, sodaß die Arbeit rasch vonstatten ging, wenn Beide zusammen waren. Fast war das kleine reizende Schwesterchen dem Herzen Gertrud's noch theurer als der Bruder. Theurer? Lieber Himmel, Liebe kann man nicht messen, wägen und zählen, sie ist ein Gut, das anders als die gewöhnlichen Güter der Erde sich mehrt, indem man es ausgibt oder theilt. Gertrud liebte ihre beiden so verschiedenen Geschwister in sehr verschiedener Weise, aber sie liebte Beide über Alles und hatte doch noch Platz in ihrem Herzen für die Liebe zur fernen Mutter, für die Liebe zu dem armen elenden Vater, für jene Liebe, die still und verhüllt, wie der Diamant im weißen Sammetschrein, der bestimmt ist, eine

Kaiserin zu krönen, wenn er ans Licht gezogen wird, in ihrer jungfräulichen Seele lag.

Eduard war ernster geworden, als er es vor seiner Krankheit gewesen. Gertrud fühlte, daß ein Schmerz ihn bedrücke, der ihr unbekannt war. Ihr ahnendes Herz flüsterte ihr zu, daß es ein Schmerz der Liebe sei. Wie sie aber ihr eigenes Geheimniß als einen heiligen Schatz in der verschwiegenen Brust bewahrte, so hütete sie sich auch wol, unvorsichtig nach dem des Bruders zu forschen.

Wenn er eines theilnehmenden Herzens bedarf, so kennt er ja das meine, sagte sie zu sich selbst, wenn sie ihn manchmal so dasitzen sah, das ernste verschleierte Auge zu den Wolken erhoben, die ihre weißen Schwanenfittige ausbreitend über die Wipfel der Bäume, über die Krone des Berges hinwegsegelten.

Sie ging dann zu ihm hin und legte ihre Arme um seinen Nacken oder ihr Köpfchen auf seine Schulter, aber sie fragte ihn nicht, sie liebte ihn blos noch mehr, noch herzlicher, und er wußte das und war nicht unglücklich, wenngleich er einen Kampf bestand, der momentan seine Körperkraft gebrochen und ihn an den Rand des Grabes geführt hatte.

Mit höchstem Eifer gab der Jüngling sich seinen Arbeiten und Studien hin, nicht blos, weil dieselben die Mittel zu seinem Fortkommen in der Welt waren, auch nicht wegen des Interesses, das er an dem Gegenstande selbst nahm, es gab Stunden in seinem Leben, wo er dies Interesse schwinden fühlte, vor dem heißen Schmerz in seiner Brust, sondern hauptsächlich, weil Arbeit und Studium sich stets bei ihm als die besten Zerstreuungsmittel bewährten.

Tom Smith hatte ihm, als er ging um sein Examen zu machen, einige Empfehlungen an höhergestellte Regierungsbeamte in Danzig mitgegeben, und diesen sowie seiner einnehmenden Persönlichkeit und seinen bedeutenden Kenntnissen verdankte er die günstige Aufnahme, die er überall fand und die Menge von Arbeiten, die ihm anvertraut wurden.

Er erwarb viel Geld, und Gertrud führte es mit Consequenz durch, an jedem Ersten des Monats einen Friedrichsdor einzuwechseln und in Papier gewickelt in ein Schächtelchen zu legen, in dem jetzt bereits vier solcher Goldfüchschen eingesperrt waren, die das junge Mädchen bisweilen mit Seelenfreude betrachtete. Es war das Stammgeld zum Studiren für den Bruder, der

ja noch drei Jahre mindestens in Berlin sein mußte, um ein großer und berühmter Baumeister zu werden. Alles, was sie selbst erarbeitete, legte sie ebenfalls bei Seite und sah mit Herzklopfen dem Augenblick entgegen, wo sie den ersten Doppelfriedrichsdor zu den einfachen würde legen können, denn diese besonders vornehme Gestalt sollte das von ihr erworbene Geld unter ihren gemeinsamen Ersparnissen annehmen, sie wollte doch genau wissen, wieviel ein Mädchen in zwei bis drei Jahren verdienen könne.

Freilich mußte sie manchen Lieblingswunsch aufgeben, um monatlich fünf Thaler zwanzig Groschen ersparen und all ihr selbst erarbeitetes Geld weglegen zu können. Sie hätte gern ein hübsches schwarzes Wollenkleid gehabt, und ein Sopha an die Stelle des alten zerfallenen zu schaffen, war nun gar ihr Traum — wer denkt sich nicht einmal Feenmärchen aus! Sie sah bisweilen mit glänzenden Augen auf die Stelle an der Wand, wo solch ein Prachtmöbel hätte stehen können. Ein Sopha! Gott, ein Zimmer mit einem Sopha sieht immer viel anständiger aus, als eins, worin das wichtige Geräth fehlt.

Wenn ich ein altes Sopha kaufen könnte,

dachte sie manchmal, von meinem grünen Mantel, der mir viel zu kurz geworden, würde ich einen hübschen Ueberzug bekommen, und das Futter und die Wattirung wären gut zu einem Mäntelchen für Leontine, wenn ich mein altes, auch schon ganz verwachsenes braunwollenes Kleid nähme, um es damit zu beziehen. Aber das waren Träume, das Sparen für des Bruders Zukunft ging allen solchen luxuriösen Wünschen vor. Man kann auch ohne Sopha leben, ohne ein schwarzes Staatskleid anständig gekleidet gehen und von dem grünen Mantel konnte für Leontine ein Mäntelchen gemacht werden, ohne daß das braune Kleid geopfert wurde, aus dem sie künftiges Jahr dann ein Sonntagskleidchen bekommen sollte.

Holz für den Winter war schon angeschafft, auch hatte Eduard bereits durch Gertrud's Fleiß drei neue Oberhemden erhalten.

Die Krankheit war fast verschmerzt. Leontine plauderte bereits ziemlich verständig und der Vater war immer gut und ruhig, als der Herbst seinen Nebelmantel über Land und Stadt breitete.

Es war ein schöner Herbst und nie hatte Gertrud die Schönheit der Natur in dieser Jahreszeit so in vollen Zügen genießen können.

Der Garten, in dem sie soviel zu thun hatte, ward ihr gleichsam ein Freund. Die buntbelaubten Bäume erzählten ihr hundert Geschichten von vergangenen und künftigen Sommertagen, ihre Träume flogen auf den Flügeln der Elfenfädchen weit, weit hinweg in die Vergangenheit und Zukunft, und während sie mit fleißiger Hand für die Bequemlichkeit und das Fortkommen der Ihrigen sorgte, baute ihre reine Phantasie wundersame Luftschlösser, in denen das verklärte Bild Desjenigen wohnte, der für ihr junges Herz der Inbegriff alles Erhabenen und Süßen war.

Man mußte früh einheizen, des Vaters wegen und auch weil Eduard beim Zeichnen leicht die Hände erstarrten, wenn das Zimmer kalt war. Morgens, wenn der Nebel wie ein tiefes Meer das Häuschen umwogte und das Feuer im Ofen flackerte und knisterte, legte Gertrud geschältes Obst zum Trocknen in die Röhre, das einen würzigen Duft in dem warmen Stübchen verbreitete, der sich angenehm mit dem Duft der Rosen und Reseda mischte, die sie am Fenster zog. Eduard saß dann in seinem türkischen Schlafrock an dem Zeichentische nnd arbeitete, Gertrud setzte sich ihm gegenüber ans Fenster, wo sie bei ihrer Nähterei

den Nebel belauschte, der sich in Silberperlchen an jedem Zweiglein, an jeder bräunlichen Grasspitze, an jedem verspäteten Blümchen, jeder reifen Beere zusammenballte. Zu den Füßen der Schwester auf einem Bänkchen saß die kleine Leontine und machte mit Anstrengung ihre ersten Versuche in der schweren Kunst des Strickens. Einstecken, Umschlagen, Abheben, sagte sie sich dabei selbst vor, das Wort jedesmal mit der entsprechenden Manipulation begleitend, von Zeit zu Zeit aber streckte sie das Aermchen mit dem Strickzeuge zur Schwester empor und bat demüthig, die gefallene Masche aufzuheben.

Fleiß, Friede und Liebe schienen in dem kleinen Hause sich ein gemeinsames Nestchen gebaut zu haben. Die alte Nachbarin, die freundliche Margarethe, fühlte sich ordentlich erbaut von dem Leben der beiden wackern Geschwister und sang ihr Lob bei jeder Gelegenheit. Sie war auch eine wahre Freundin der Familie geworden und bei den kleinen häuslichen Sorgen Gertrud's ihre freundliche Rathgeberin. Das junge Mädchen hatte von der alten erfahrenen Person gut und sparsam kochen gelernt, denn Margarethe war eine perfecte Köchin, aber auch bei der Behand-

lung der Hühner, der Ziege, der Bienen, bei der Arbeit im Garten rieth und half die treue Nachbarin, und Gertrud war ihr dafür von Herzen dankbar.

Gegenwärtig hatte die Alte ein Geheimniß mit Eduard, daran konnte Gertrud gar nicht zweifeln. Es war gegen Weihnachten und da dachte sie wol, daß es einer Ueberraschung für sie galt.

Eduard war viel und lange in dem kleinen Ställchen, das der geschickte Jüngling sich zu einer Werkstatt eingerichtet. Er hatte dort eine Hobel- und eine Drehbank, sowie einen kleinen Ambos stehen, die übrigen Handwerksgeräthe für Drechsler, Tischler und Schlosser hingen wohlgeordnet an der Decke und den Wänden. Ging er hinaus, so zog er jedesmal den Schlüssel sorgfältig ab und steckte ihn zu sich.

Gertrud lachte. Wenn sie Lust gehabt hätte, ihm neugierig nachzuspüren, so wäre ihr das ein Leichtes gewesen, denn aus dem Holzstall konnte man durch hundert größere und kleinere Ritzen in jenes Allerheiligste sehen; aber sie wollte das gar nicht, sie wollte sich und dem Bruder die Ueberraschung nicht rauben.

Sie sah, daß er die alten Packsäcke aus der Bodenkammer in seine Werkstatt trug, sie hörte, daß er Leontine fragte, wo wol das Seegras liegen möge, aber dessenungeachtet konnte sie nicht errathen, was er beabsichtigte.

Die alte Margarethe war oft bei ihm, manchmal stundenlang und Gertrud benutzte die Zeit, die der Bruder in der kalten Werkstatt zubrachte, um ihrerseits sein Weihnachtsgeschenk zu fertigen, das diesmal in schönen warmen Strümpfen und Morgenschuhen bestand, die durchweg wattirt und gesteppt, so warm sein sollten, als ginge man in einem zu Schuh gewordenen Sommerabende.

Wieviel stilles heiliges Glück nähte das Mädchen mit liebevollen fleißigen Händen fest an ihre kleinen Geschenke.

In dem Häuschen, das die fleißige liebreiche Armuth bewohnt, weilen immer gern die guten Engel; bei den Geschwistern hatten sie ihre feste Wohnung aufgeschlagen.

Es rüsteten sich in der alten mächtigen Stadt Danzig und überall sonst auf dem Erdball tausend und abertausend Familien das Christfest zu feiern. Schon waren die Postbeamten bis spät in die Nacht mit der Expedition der vielen, vielen

Packete beschäftigt, schon wanderten Scharen von frohen Menschen in die Conditoreien, und in den glänzend erleuchteten Rathskeller. Auf dem langen Markte standen die Weihnachtsbuden aufgerichtet und Kinder armer und reicher Eltern drängten sich, den rauhen Wind nicht scheuend, um die aufgestellten Spielsachen und Näschereien. Viele tausend Thaler wurden ausgegeben von Arm und Reich in diesen frohen Tagen. Auch Gertrud ließ es sich etwas kosten; der Mensch lebt nicht von Brot allein, dachte das junge Mädchen, es muß auch etwas da sein zur Freude, wenn man ordentlich wirthschaftet. Nüsse und Aepfel hatte ihr der Garten gegeben, sie hatte auch noch späte Birnen für das Christfest gespart, die jetzt weich und süß waren, auch hatte sie unter Margarethen's Anleitung einen schönen Apfelkuchen gebacken und ein Christbrot mit Mohn gefüllt, den sie selbst gebaut, auch Zucker- und Pfeffernüßchen, hatte sie doch Honig von ihren Bienen, das theuerste Material zu solchem Backwerk. Es war Alles wohlgerathen und für die Kleine fehlte nicht der mit glänzenden Lichtchen und bunten Papierfahnen geschmückte Christbaum, an dem Guirlanden von Rosinen und

Mandeln und bunte mit Aepfeln und Nüssen gefüllte Netzchen hingen. Schöne Schuhe von blankem Leder und ein neues Kleidchen von blauem Kattun hatte Eduard für das Schwesterchen gekauft. Er liebte das Kind jetzt auch von ganzem Herzen, liebt doch der gute Mensch so leicht ein Wesen, dem er Wohlthaten erzeigt.

So war denn der Christabend herangekommen. Gertrud erwartete die Stunde des Bescherens mit klopfendem Herzen; nicht darum, weil sie auf Das gespannt war, was sie empfangen sollte, sondern weil es sie sehr freute, geben zu können. Die liebe Nachbarin, Frau Margarethe, war gebeten, an der Freude der kleinen Familie theilzunehmen und hatte mit vielem Vergnügen die Einladung angenommen.

„Mein Herr", sagte sie, „der alte Geizhals, weiß nicht einmal, daß Weihnachten ist. Er sitzt für sich allein alle Tage im Jahr und brütet über seinen Gebetbüchern und schlimmen Gedanken; wäre er nicht so alt und elend, ich wäre längst von ihm fort; aber was soll ich thun, verlassen kann ich den alten Mann doch nicht, denn er würde umkommen ohne mich und geradezu verhungern."

Sie hatte so unrecht nicht, die wackere Frau. Doctor Malmaison war ein wunderlicher, garstiger und unglücklicher Mensch. Man hätte ihn in Beziehung auf seinen maßlosen Geiz einen Wahnsinnigen nennen können, wenn er nicht sonst bei vollem Verstande gewesen wäre. Der alte Franzose lebte sozusagen vom Singen und Beten, er hielt jeden Pfennig fest, der in den Bereich seines knöchernen Daumens kam. Manchmal glaubte selbst seine alte Haushälterin, daß er sehr arm sei, während sie ihn zu andern Zeiten im Verdacht hatte, großes Gut versteckt zu haben, das er auf unrechte Weise gewonnen.

Als Eduard genesen, hatte der Doctor sich nicht mehr um seine Hausgenossen bekümmert, das kleine Häuschen war sein Eigenthum, der Ertrag des Gartens und die Miethe, welche die Geschwister an ihn zahlten, war Alles, was er nach Margarethe's Wissen besaß, und das war genug, um den beschränkten Hausstand zu erhalten, besonders da er die Ausgaben seiner alten Dienerin auf das strengste controlirte.

Am Christabend hatte er dieser brummend Erlaubniß gegeben, hinüber zu Bergenau's zu gehen und sich am Weihnachtsbaum der Kleinen zu

erfreuen. Da hatte denn Frau Margarethe auch ihr Scherflein zu den Weihnachtsfreuden beitragen wollen, sie hatte Aepfelcompot gemacht und von einer Feder, einem großen Apfel und vergoldeten Rosinen ein ganz eigenthümliches zierliches Christbäumchen für das Kind. Für Gertrud und Eduard aber hatte sie einen Kuchen gebacken, mit der Aufschrift: „Für meine lieben Nachbarn!" und diesen in den Händen tragend schritt sie denn bei eintretender Dämmerung über den kleinen Flur.

Gertrud war in der Vorderstube beschäftigt, den Weihnachtstisch zu decken, der bereits mitten in die Stube gerückt war. Frau Margarethe erbot sich zu helfen. Fünf Teller wurden aufgestellt, welche die hellen Lichtchen des Christbaums bestrahlen sollten, und leuchtend vor Glück ging das junge Mädchen in ihrem besten Kleide hin und her, Alles herbeitragend, was die Festfreude zu bilden und zu erhöhen bestimmt war.

Gertrud war engelschön in ihrer schuldlosen innigen Freude, eine wahrhafte Verklärung lag auf dem rosig angehauchten Antlitz, das von den braunen kurzen Locken eingerahmt, jedem Maler zum Vorbild einer Hebe hätte dienen können.

Eduard saß noch bei seiner Arbeit, Gertrud

hatte das so gewünscht, damit er seine Geschenke nicht eher sehen sollte, bis sie in aller ihrer Pracht aufgestellt, und ihm war das eben recht, er hatte sich nur ausbedungen, daß die Schwester, wenn sie Alles geordnet, auf fünf Minuten das Zimmer verlassen sollte, nachdem sie ihre Geschenke wohl verdeckt. Dann wollte er ihr bescheren, wobei er Margarethe's Beihülfe bedurfte und mit Handschlag hatte er versprochen, das verhüllende Tuch nicht eher auch nur an einem Zipfelchen zu lüften, bis die Geschwister alle drei auch den Vater auf seinem Lehnstuhl ins Zimmer geschoben hätten.

Die Vorbereitungen waren nun alle getroffen, Eduard hatte die Lichter angezündet und ging seine Lieben zu holen.

Die alte Margarethe hielt die hüpfende kleine Leontine an der Hand, während die beiden in jugendlicher Schönheit strahlenden Geschwister den Stuhl schoben, auf dem der hinfällige blödsinnige Vater saß.

Der Glanz der Lichter verklärte das Bild des Familienlebens, das diese Menschengruppe nur vor den Augen Gottes entwickelte. Wie hell und sauber war das ärmliche Stübchen, wieviel Fleiß

und Ausdauer hing an diesen, dem Geldwerthe nach so geringen Geschenken und wieviel Glück, wieviel herzliche aufrichtige Freude trat ein mit diesen harmlos guten Menschen, die ihr ärmliches Weihnachtsfest feierten.

Während Eduard seine Geschenke betrachtete, die kleine Leontine über das neue Kleidchen, die neuen Schuhe und die schöne Puppe in lauten Jubel ausbrach, und die alte Margarethe dankend für die ihr zutheil gewordenen Liebesgaben knixte, stand Gertrud ganz erstaunt vor Eduard's Bescherung, dem selbstgefertigten Sopha, denn ein solches oder doch etwas Aehnliches war es, ein Divan, eine Ottomane, oder wie man ein dergleichen aus übereinandergelegten Polstern bestehendes Ding nennen mag. In der That war es ein Gerüst von einfachem Holz, übernagelt mit Leinwand, der man das Ansehen von aufgehäuften Kissen gegeben. Der Sitz bestand aus einer tüchtigen Matratze, ebenso die Seiten- und Rückenlehne und überzogen war das Alles mit hübschem dunkelrothem Madras, der wie Wollenzeug aussah.

Das Ganze zierte gar sehr die saubere Stube, sah freundlich aus und bot ein paar bequeme

Sitze für die langen Winterabende. In Gertrud's Augen war es geradezu ein Zauberwerk. Sie klatschte in die Hände, sie sprang von einer Seite auf die andere und betrachtete ihr neues Eigenthum aus allen Gesichtspunkten. Sie saß ein wenig Probe darauf und hob die Seitenkissen auf, um ihnen eine andere malerische Lage zu geben. Sie küßte den Bruder und küßte sein Geschenk und fragte einmal über das andere:

„Und das hast du selbst gemacht? Du selbst, mein goldener Junge? Aber du bist ja ein Hexenmeister, ein Tausendkünstler, ein wahres Genie, du lieber guter Eduard."

Dieser war auch ganz stolz auf sein gelungenes Werk. Frau Margarethe hatte ihm allerdings dabei mit ihrem guten Rath und ihren größten Nähnadeln beigestanden, aber construirt hatte er das Möbel selbst, er hatte die Matratzen gestopft und durchsteppt, hatte Alles überzogen und da konnte er bei Betrachtung des gelungenen Werkes sich wol ein wenig stolz fühlen.

Noch brannten die Lichtchen des Christbaums, noch glühte und glänzte die Freude in Aller Zügen und Herzen, als ein leiser Finger an die Thür des Zimmers pochte.

Anfangs hörte die heitere Gesellschaft das Nahen eines Gastes nicht, endlich aber rief Eduard „Herein!" und Alle erstaunten nicht wenig, als in die niedere Thür eine Dame trat, schön wie die Feen in den Märchen bei armen guten Leutchen einzutreten pflegen.

„Ich irre mich wahrscheinlich", sagte die glänzende Erscheinung, „ich wollte zu den Kindern des Violinisten Bergenau, man wies mich hierher, doch —"

„Sie sind recht berichtet, ich bin der Geometer Eduard Bergenau, dieses junge Mädchen ist meine Schwester Gertrud, hier unser kranker Vater, hier unsere freundliche Nachbarin, Frau Margarethe Winter; mit wem, gnädige Frau, habe ich die Ehre?" sagte der junge Hausherr, während Gertrud den Gast auf das neue Sopha nöthigte.

„Ich bin die Räthin Wender, eine Freundin Ihrer Mutter und bringe Ihnen tausend Grüße und Segenswünsche derselben zum Christfest."

Das Gesicht Eduard's wurde finster wie die Winternacht draußen und Gertrud's sanfte Augen füllten sich mit rasch hervorquellenden Thränen.

„Sie erinnern sich meiner wol nicht mehr?" fragte die Räthin.

„O, doch“, entgegnete Eduard mit unveränderter Miene, „in Ihrem Hause lernte unsre Mutter den Prinzen Moroschin kennen.“

„Und ist sie gesund? Ist sie glücklich?“ fragte Gertrud liebreich.

„Sie gedenkt ihrer fernen Kinder mit tiefster Liebe und betrübt sich schmerzlich, daß Sie ihr gar keine Gelegenheit geben, Ihnen diese Liebe auch durch die That beweisen zu können.“

„Wir bedürfen der Unterstützung des Herrn Prinzen nicht“, sagte Eduard fest, „wir sind gesund und arbeitsfähig.“

„Aber Ihr Vater ist krank und bedürftig“, entgegnete die Räthin.

„Der Vater eines gesunden, arbeitsfähigen Sohnes kann nicht fremder Hülfe bedürftig sein, wenn dieser Sohn nicht beides, ehrlos und lieblos ist.“

„Ich will mit Ihnen nicht streiten, lieber junger Mann“, sagte die Räthin sehr mild, indem sie einen zufriedenen Blick durch das Zimmer streifen ließ. „Sie folgen Ihrem Gefühl, indem Sie keine Unterstützung von dem Mann annehmen, der Ihnen die Mutter geraubt hat. Ich tadle Sie deshalb nicht, ich kann den ge-

rechten Stolz würdigen, der Sie zu dieser Handlungsweise bewegt, aber es wäre unkindlich und sehr hart, wenn Sie es abschlagen wollten, aus der Mutter eigener Hand einige Liebesgaben anzunehmen, Sie können der Mutter nicht die Freude versagen, ihre Kinder zu erfreuen."

Eduard schwieg, Gertrud aber sah mit nassem Blick zu der Räthin empor und fragte leise: „So gedenkt sie also immer noch ihrer Kinder?"

„Von ganzem Herzen, mit heißer Sehnsucht und nur zu oft mit großem Weh!" sagte Madame Wender und Gertrud bückte sich, von einem unwiderstehlichen Impulse getrieben, und drückte, dankbar für diese Versicherung, ihre Lippen auf die Hand der Dame.

Anna Wender legte leise ihren Arm um des Mädchens feinen Nacken und hob das zierliche Lockenköpfchen empor.

„Sie sind also die kleine, bleiche, Gertrud", sagte Frau Wender mit Herzlichkeit, „aber wo haben Sie denn Ihre prächtigen Flechten gelassen?"

„Eine brennende Röthe flog über das zarte Gesichtchen des armen Mädchens, während Eduard mit festem Tone sagte: „Sie sind abgeschnitten."

„Nun, ich will das nicht bedauern“, entgegnete die Räthin, „diese Lockenfülle steht Ihnen außerordentlich gut, Sie waren wol krank, als Sie Ihr schönes Haar verloren?“

„Nein“, sagte Eduard stolz und fest, „aber ich war es, und sie opferte ihren schönsten Schmuck, um Vater und Geschwister zu erhalten, sie hat ihr Haar verkauft, Madame.“

„Sie sind ein braves Mädchen“, sagte Anna Wender herzlich, „Gott segne sie dafür. Es wird dem Armen sehr schwer, sich immer ehrenhaft hindurchzubringen, zumal einem armen Mädchen. Ich weiß das, ich bin auch einst ein solches gewesen, eine arme Schauspielerin sogar. Wenn ich jetzt eine reiche Frau bin, so ändert dies an meinen Erinnerungen nichts, auch Sie, Gertrud, können das werden, und dann wird die Erinnerung an das Opfer, das Sie dem Bruder gebracht, Ihnen eine helle Freude sein — aber es ist Christabend und ich komme von einer abwesenden Mutter in der Rolle des heiligen Christes zu ihren Kindern gesandt. Darf ich bescheren?“

Eduard konnte nicht Nein sagen, er wandte sich ab und ließ die Freundin seiner Mutter gewähren.

Frau Wender hatte die freundliche Zofe mitgebracht, ließ diese jetzt eintreten, und mancherlei Packete und Päckchen ablegen.

„Augen zu, bis Alles fertig ist", sagte die kluge Dame mit lachendem Munde, während sie auspackte. Gertrud legte ihre Arme um des Bruders Nacken und flüsterte ihm Worte der Versöhnung ins Ohr.

„Ich kann mich nicht freuen, ich kann nicht", sagte er dumpf, „soll ich mich freuen über Das, was uns von der Mutter trennte? Um Geld und den glänzenden Kram, den man dafür kaufen kann, ging sie von uns. Ich hasse diesen bunten Flitter! Hätte sie den Prinzen geliebt, hätte sie ihre Kinder im Stich gelassen, weil ihr Herz sie mit einem andern Manne verband, ich könnte ihr vergeben — —"

„Nein", entgegnete die milde Schwester, „du irrst hierin, dann würdest du dich der Mutter schämen, jetzt zweifelst du nur an ihrer Liebe, aber du thust ihr Unrecht. Wir beide haben das weiche, vielleicht zu weiche Herz des Vaters, wir verstehen, wie er es einst verstand, unserm Gefühl Worte zu geben, die Mutter konnte das nie, doch liebte sie uns, Eduard, und vielleicht, ja ich

glaube das gewiß, sie ging von uns, um uns Gutes thun zu können. Komm, mein Bruder, komm! Freue dich über die Gaben der Mutterliebe, komm, und laß das Andenken an die Mutter, die Nähe ihrer Freundin unser Christfest verschönern. Dem Guten gereicht Alles zum Heil, denn er weiß sich das Gute anzueignen, auch da, wo es mit Schlimmem gemischt erscheint. Sieh, mein Bruder, ein recht guter Mensch, so einer, wie er sein soll, ist wie die Biene, die aus dem Kelch jeder Blume nur das Süße zieht."

„Ich bin solch eine Natur nicht", sagte Eduard finster. „Ich kann lieben und hassen, ich bin nicht so eitel Güte und Milde, wie du, Herz von Wachs. Ich hasse den Mann, der sich unsere Mutter gekauft hat, und ich verachte die Gaben, die sie uns anstatt ihrer Pflege, Erziehung und Liebe geben will."

„Nun kommen Sie, Herr Bergenau", sagte die Räthin fröhlich, „kommen Sie, Gertrud, und sehen Sie, was der heilige Christ Ihnen beschert hat.

Gertrud sprang an den Tisch, Eduard folgte ihr langsam.

Da lagen reiche Gaben ausgebreitet und daß

es Gaben der Liebe waren, daran konnte selbst Eduard's stolzes Herz nicht länger zweifeln. Wäsche aller Art, welche die Mutter mit eignen Händen genäht hatte, o, Gertrud kannte nur zu wohl, die so saubere Nähterei derselben, gestickte Westen, Unterröcke, Strümpfe, in denen die Namenszüge gleich eingestrickt waren. Sie hatte an ihre Kinder gedacht, die ferne Mutter, sie hatte lange und eifrig für dieselben in der Ferne geschafft und gearbeitet. Selbst das Herz Eduard's fühlte sich beruhigt und befriedigt; denn es war kein Geld unter den mütterlichen Gaben, es war ihre Zeit, die sie ihren Kindern gegeben, ihre Zeit und ihre Liebe, der stolze Sohn küßte die Arbeit der mütterlichen Hand und aus seinen blitzenden Auge fiel eine warme Thräne auf dieselbe.

Neuntes Capitel.

Es war Weihnachtsmorgen. Die Räthin Wender war früh zu Hermione's Kindern gekommen, sie hatte sich vorgenommen, Gertrud's kleine Haushaltung zu prüfen und das Thun und Treiben der Geschwister recht genau zu beobachten.

Das Stübchen war warm und gemüthlich, grünende Topfgewächse, welche die kleinen Fenster umrankten, gaben ihm einen Anstrich von Heiterkeit, der das Herz der reichen, heimatlosen Frau erfreute, und wo sie auch hinsah, fand ihr scharfes Auge die Spur des Fleißes, der Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit der beiden Geschwister. Gertrud hatte noch mit dem Vater, der Schwester und dem Mittagsessen draußen zu schaffen, und so leistete denn Eduard der Dame Gesellschaft.

Madame Wender beobachtete den Jüngling

scharf, es lag etwas in seinem Wesen, das sie ungemein interessirte, und sie war ganz und gar die Frau, die es verstand, in den Falten eines so jugendlichen Herzens auch die verborgenen Gefühle herauszufinden. Sie erzählte ihm vom Leben der Mutter, von der Eifersucht des Prinzen auf die Vergangenheit seiner Gattin. Sie beschrieb ihm Schloß und Park zu Morawa, schilderte ihm die Eigenthümlichkeiten der alten Prinzessin Feodorowna, und ließ ihn erkennen, daß die Verhältnisse seiner Mutter manche Selbstverleugnung, manches schmerzliche Opfer von ihr foderten, und daß es daher wol Sohnespflicht sei, durch Liebe und Entgegenkommen ihr einiges Glück zu geben.

„Gnädige Frau", sagte Eduard mit großer Herzlichkeit, als sie geendet hatte, „meine Mutter hat sich ihr Lebensloos fern von uns selbst gewählt. Sie legt hohen Werth, vielleicht zu hohen Werth auf Besitz und Reichthum. Sie wollte uns aus Noth und Armuth retten, als sie von uns ging, ich glaube das jetzt, und ich fühle mich gerührt durch die Opfer, die sie uns gebracht, aber ich und wir Alle bedürfen derselben nicht. Jung, gesund und genügsam wie wir

sind, können wir des Reichthums entbehren. Ich liebe meine Mutter, ich habe sie stets geliebt, ich werde, wie auch die Verhältnisse sich gestalten mögen, nie aufhören sie zu lieben, aber eben deshalb wünsche ich mir so brennend ihre Achtung. Ich will durch mich selbst, durch eigene Kraft ein Mann werden und indem ich die Hülfe meiner Mutter zurückweise, bringe ich ein größeres Opfer, als selbst meine Schwester ahnt; aber ich will es bringen, ich will mir mein Selbstgefühl erhalten in allen Lagen des Lebens und keine Leidenschaft, keine Entbehrung soll mich abbringen von dem Ziele, daß ich mir einmal gesteckt. Grüßen Sie meine Mutter, sagen Sie ihr, daß ihre Kinder ihrer Liebe und Achtung werth sind, und daß wir uns wiedersehen werden, wenn wir ihr zeigen können, daß nur die Kindesliebe, nicht das Bedürfniß nach ihrer Hülfe und Unterstützung uns zu ihr führt."

Die Räthin fragte jetzt eifrig nach der Vergangenheit der Geschwister. Eduard mußte erzählen, so schwer es ihm auch ward, von Nanni, von des Vaters allmäligem Versinken, von der entsetzlichen Katastrophe, welche die Verbrecherin von der Familie getrennt.

Allmälig ward die Erzählung lebhafter und lebhafter, die Wangen des Jünglings glühten, seine Augen schienen Funken zu sprühen, aber wenn er einen Namen nannte, dann überzogen sie sich, wie mit einem Schleier und um die Lippe zuckte Schmerz und Wehmuth.

„Sie sprachen vom Doctor Salomon als von einem Freunde und frühern Hausgenossen, als von ihrem Beschützer in großer Sorge und Noth", sagte die Räthin, als der eifrige Erzähler schwieg. „Ich habe auch einst einen Mann dieses Namens gekannt, einen Arzt, einen Juden, einen Karaiten, jener uralten Glaubensform angehörig, die in der Bibel als Saducäer bezeichnet ist."

„Mein alter Freund hat früher in der Krim gelebt", sagte Eduard, „in der einzigen Stadt auf dem Erdenrunde, die nur von Juden bewohnt wird, in Tschufut-Kale, zu Deutsch Judenburg."

„Es wird der nämliche sein. Er hatte zwei Töchter von höchster Schönheit."

„Rahel ist seine Enkelin, nicht seine Tochter", sagte der Jüngling lebhaft. Frau Wender blickte ihm noch schärfer als vorher in die tiefblauen, glänzenden Augen.

Eduard senkte sie und erröthete mit mädchenhafter Schüchternheit.

„Erzählen Sie mir von dieser Rahel, mein lieber Bergenau", sagte die Räthin sehr freundlich. „Da wir den Herrn Salomon wahrscheinlich zu sehr verschiedenen Zeiten gekannt haben, so ist es glaublich, daß diese schöne Enkelin, eine Tochter von einer jener schönen Töchter sei."

„Ihre Mutter heißt Deborah."

„So hieß die jüngste der Töchter des Doctor Salomon, die älteste wurde Rahab genannt. Ich will Ihnen erzählen, wo und wie ich diese Menschen kennen lernte, es ist ein eigenes Stück aus meinem bewegten Leben. — Sehen Sie mich an und sagen Sie mir, welchem Volke ich wol angehöre?"

Eduard blickte in die lebhaften dunkeln Augen und auf das sammetschwarze Haar der Räthin und sagte: „Sie sind eine Jüdin."

„Nein, lieber Bergenau, das nicht, aber ich bin in Alexandria geboren und zwar war mein Vater französischer Arzt bei Napoleon's Armee gewesen und schwer verwundet dort zurückgeblieben, fast noch ein Knabe. Meine Mutter war die Tochter eines Deutschen, der sich in Egypten

niedergelassen und dort reich geworden war. Mein Großvater hatte sich des elenden französischen Jünglings mitleidig angenommen und wie das denn so in der Welt zu gehen pflegt, der heimatlose Pflegling gewann das Herz der reichen Erbin und beredete sie, ihm in die weite Welt zu folgen. Sie that es, doch mußte sie zuvor in Alexandria, versteckt bei einer Vertrauten, einer Koptin, meine Geburt abwarten. Die Macht Napoleon's war bereits gebrochen, als meine Eltern sich mit dem neugeborenen Kinde auf einem russischen Fahrzeuge einschifften. Ich verlebte meine erste bewußtlose Kindheit in der Krim in der Nähe von Sebastopol auf einem Landgut, welches dem Besitzer des Schiffes gehörte, das mich und meine Eltern dahingeführt. Es war ein reicher Tartar aus vornehmen Geblüt, den alten Fürsten der Krim, den stolzen Abkömmlingen der Tartaren-Khane nahe verwandt. Meine ersten Erinnerungen zeigen mir einen sonnigen Himmel, grüne Weiden, die sich an Berglehnen emporziehen, ein kleines, aus Holz gebautes Haus, in dem ich mit meiner sanften, bleichen Mutter lebte und das Gesicht eines heftig redenden, bösen Mannes, den ich aber nicht Vater nannte. Als ich

ein wenig heranwuchs, wußte ich, daß mein Vater Weib und Kind verlassen habe, als er erfahren, daß die Gattin, die er aus dem Schoose ihrer Familie gerissen, vollständig arm sei. Mein Großvater, ein Wiener, Richard Preuß, hatte sich ein Jahr nach der Flucht seines einzigen Kindes erschossen und ein furchtbarer Bankrott alle seine Besitzthümer verschlungen. Meine Mutter lebte von der Barmherzigkeit des Gutsherrn auf dessen Boden unser Häuschen stand. Sie hegte indeß den brennenden Wunsch, jenen Ort zu verlassen und nach Wien zu gehen, wo meines Großvaters Verwandte in glänzenden Verhältnissen leben sollten. Der Gutsherr, Fürst Dwelet Moroschin, besuchte uns oft, er war ein schöner Mann, der mich stets reich beschenkte, mit mir spielte und mich auf seinen Armen trug. Ich könnte heute noch das zartgefärbte, fast weibliche, schöne Gesicht dieses Mannes zeichnen, den ich eben so sehr liebte, als meine Mutter ihn fürchtete. Eines Tages, ich mochte sechs Jahre zählen und war aufgewachsen mit den Wiesenblumen um die Wette, fand ich meine Mutter in Thränen und vor ihr einen Mann in einer mir unbekannten Tracht, dem sie händeringend, etwas in einer Sprache

mittheilte, die ich nicht verstand. «Beruhigen Sie sich, werthe Frau», sagte der Mann zu ihr, in deutscher Sprache, «Sie sollen nichts zu fürchten haben, ich nehme Sie und Ihr Kind mit in mein Haus, und führe Sie dann nach Wien. Es ist Friede in der Welt und es wird und muß Ihnen gelingen, die Verwandten Ihres Vaters und später auch die Ihres Gatten auszumitteln.» Am Abend desselben Tages, holte jener Mann, wie ich später erfuhr, ein karaitischer Jude, Doctor Salomon, uns aus unserm Häuschen und brachte uns in einem verdeckten Wagen nach seiner Wohnung in der Judenstadt. Dort lebten wir einige Tage, die bei mir in schrecklichen Andenken stehen. Das Kind, an die Natur gewöhnt, sah sich hier plötzlich zwischen enge Mauern eingesperrt und ohne die Nähe von zwei reizenden Mädchen, Rahab und Deborah, den Töchtern unsers Gastfreundes, würde ich wahrscheinlich noch viel unglücklicher gewesen sein. Diese aber spielten mit mir, schenkten mir bunte Läppchen und Steinchen und suchten mich auf jede Weise zu beruhigen und zu erfreuen. In Gesellschaft des Doctor Salomon traten wir bald darauf eine Reise nach einem Seehafen an, dessen Namen ich sogar vergessen

habe, obschon der Anblick des Meeres dort, eine Menge von Windmühlen und ein riesengroßes herrliches Gebäude mit vielen Kuppeln mir ewig unvergeßlich bleiben wird. Dort führte uns Doctor Salomon in das Haus eines Verwandten und Glaubensgenossen, wo ich viele schimmernde Edelsteine, Blumen von Gold und Gefäße von Silber sah. Der Mann war wol ein Juwelier, wie viele der karaitischen Juden in der Krim. Wir hielten uns auch da nur kurze Zeit auf und nahmen Platz auf einem Schiff, das mit Getreide beladen nach Triest segelte. Sehr wohl erinnere ich mich der Seekrankheit, der Thränen meiner Mutter und vieler anderer trauriger und schmerzlicher Dinge, dann einer Landreise in engen stoßenden Wagen und endlich unsrer Ankunft in Wien. Hier, lieber Bergenau, fand meine Mutter die Verwandten ihres Vaters, zum Theil unbemittelte Handwerker, zum Theil etwas wohlhabendere Beamte, keiner aber Willens sich einer Verschollenen und ihres heranwachsenden Kindes anzunehmen. Meine Mutter hat für Geld genäht, geplättet, ja sie hat sogar gebettelt, und ich, die ich stets neben ihr war, betrat als zehnjähriges Kind die Bühne, um mir einige

Groschen zu erwerben. Ich war hübsch, ich hatte Talent und einen Abscheu vor dem Gefühl, daß meine Mutter ins Verderben gezogen — vor der Liebe. Sie erlebte es noch die kranke, zitternde Frau, deren Augenlicht von den Thränen fast ausgelöscht war, mich als gefeierte Künstlerin zu sehen. Ich hatte noch die Freude ihr durch selbst und redlich erworbenes Geld einige Bequemlichkeiten zu verschaffen, und sie starb auf weichem Bett in freundlicher Umgebung, das lebensmüde Haupt gestützt auf dem Arm der Tochter, die so gern sie noch länger gepflegt hätte. Am Abende ihres Todestages trat ich als Jugend auf in der Raimund'schen Zauberposse: «Der Bauer als Millionär». Das Schicksal des Armen hat oft solche hämische Tücken, aber man muß ihrer Herr werden. Ich sang meine Liederchen, streute meine Blumen und eilte dann heim an das Bett meiner Mutter, um mich dort über der theuern Leiche auszuweinen. Zwei Jahre später heirathete ich den reichsten meiner Bewunderer, und als ich Witwe geworden, besuchte ich wie ein Zugvogel die Nester, in denen ich flügge geworden. Dem Doctor Salomon habe ich nicht danken können für seine Wohlthaten, er war mit seiner Familie

verschwunden; nach Deutschland gezogen, vertrieben, sagte man mir, durch den Ukas des allmächtigen Kaisers. Das letztere erschien mir wunderlich. Die Karaiten leben in ungestörtem Frieden noch heute in ihrer Felsenstadt Tschufut-Kale, wie sollte ihn allein der Wille des Kaisers hinweggewiesen haben. Der Verfolger meiner Mutter, Prinz Dwelet Moroschin, war gestorben. An seiner Stelle stand ein knabenhafter Jüngling, Prinz Alexis. Mein seltsames Geschick, meine ruhige, feste Weltanschauung, erwarben mir seine Freundschaft. Er begleitete mich auf meinen Reisen, er besuchte mich in E. auf meinen dortigen Besitzungen und er lernte Ihre Mutter kennen, deren Schönheit, Talent und eigenthümlicher Charakter mich lebhaft interessirt hatten und von der ich ihm sehr viel erzählt. Ich gestehe Ihnen, lieber Bergenau, der Mensch im Kampf mit seinem bittersten Feinde auf Erden, mit der Armuth, ist für mich ein Studium und ich kenne fast keine höhere Freude, als einen Charakter zu finden, der diesem Kampfe gewachsen. Ein solcher war Ihre Mutter. Ich freute mich, sie in Verhältnisse treten zu sehen, die, wie ich hoffte, ihr Ersatz für die frühern Leiden und Entbehrungen geben sollten."

„Gnädige Frau“, sagte Eduard als die Räthin ihre Erzählung beendigt hatte, „ich bin erfreut über das Vertrauen, welches Sie mir, einem Ihnen so fremden Jüngling geschenkt haben, und danke Ihnen dafür, glaube aber, daß Sie einen Grund zu demselben hatten.“

„Keinen andern als den, von Ihnen recht bald als eine Freundin Ihrer Mutter, als Ihre eigene Freundin betrachtet zu werden, könnte ich doch Ihre Mutter sein, lieber, junger Mann, und wie glücklich würde es mich machen, einen Sohn, wie Sie zu besitzen. Ich bin so einsam in der Welt, wie das vom Baume gerissene Blatt, alle Verbindungen, die ich knüpfe, sind lose, und das Alter naht, wo das Herz der Bande, welche die Natur webt, so sehr bedarf.“

Eduard mußte lächeln, es kam ihm seltsam vor, die blühende Dame vom Alter sprechen zu hören. Erschien sie ihm doch wie die personificirte, blühende Weiblichkeit und sonderbar, er mußte, wenn er diese prächtige Frau ansah, unwillkürlich an einen Mann denken, der einen ähnlichen Gesichtsausdruck wie die Räthin, und eine eben so unverwüstliche Jugendlichkeit wie sie besaß — Heiking, der Liebhaber Nanni's,

der wilde, rauhe und doch eigentlich großherzige Mensch.

Es müßte schön sein, dachte Eduard, diese beiden Gestalten nebeneinander zu sehen.

„Ich halte Armuth nicht für den schlimmsten Feind der Menschheit", sagte er, jetzt den Schluß von Anna's Rede beantwortend, „sie ist im Gegentheil die Mutter alles Fleißes, aller Thätigkeit, ja die Mutter des Mitleids, der Barmherzigkeit, der Arbeitsamkeit und der Zufriedenheit. Faulheit und Schmuz sind die schlimmsten Feinde der Menschheit, sie finden sich bisweilen im Gefolge der Armuth, aber dann sind sie die gehegten Lieblingssünden des Armen und er hat die Macht sie zu verjagen. Ich wage zu behaupten, daß meine Mutter als die arme Gattin des Violinisten Bergenau nicht nur besser, sondern auch glücklicher war als jetzt."

Frau Wender blickte den Jüngling noch einmal scharf an und sagte dann:

„Sie sind der wahrhafte Sohn dieser Frau und verstehen ihren Charakter zu beurtheilen."

Gertrud kam jetzt mit dem Kinde ins Zimmer. Der Stuhl Bergenau's ward hineingeschoben, die Familie machte es sich sonntäglich ge-

müthlich und Frau Wender fragte von neuem nach dem Aufenthalt des Doctor Salomon und seiner Familie, da sie fest entschlossen war, sie in E. aufzusuchen.

Es war ein glückliches Weihnachtsfest, das der Menschenkreis verlebte, an dessen Wohl und Wehe wir jetzt schon so lange uns betheiligt haben. Es ging vorüber, wie alle frohen und trüben Stunden dieses Lebens. Die Tage der Arbeit kamen wieder, das Neujahrsfest wollte Frau Wender schon in E. zubringen und die Geschwister begleiteten ihre Gönnerin zum Bahnhof.

Der Schnee spann ein dichtes Gewebe um das kleine Haus, sodaß Gertrud, Eduard und die alte Margarethe alle Morgen einen Steg ausschippen mußten, der sie mit der nahen Landstraße verband, bei welchem Geschäft die heitern jungen Menschen von Herzen lachten, sich mit Schneebällen warfen und allerlei Scherze trieben, die selbst in das ehrbare Gesicht der alten Margarethe ein heiteres Lächeln zauberten.

„Mein Lebtag habe ich noch nicht gesehen", sagte die alte Frau, als sie von der Arbeit in ihr warmes Stübchen zurückkehrten, „daß Leute immer so vergnügt bei der Arbeit sind, als ihr Beide,

lieben Kinder. Es ist euch ganz einerlei, was ihr vorhabt, ist es einmal nothwendig, so verrichtet ihr es mit Singen und Springen."

„Das macht", entgegnete Gertrud, ihren Arm neckisch um den Hals der alten Frau legend und auf das verwelkte Gesicht einen Kuß drückend, „das macht der Kobold, den wir haben, Mutter Margarethe, er heißt: guter Wille."

„Sie sind selbst ein Kobold und ein hübscher dazu, Herzchen!" rief ihr die Alte nach, denn schon zog Gertrud die Thür ihres Stübchens hinter sich zu und Eduard schlug die Arme übereinander, sich nach der Kälte draußen die Hände zu erwärmen.

Es war Neujahrstag. Silberblankes Frostwetter! Eduard war ausgegangen, um einige Visiten bei höhern Regierungsbeamten, die ihm wohlwollten, zu machen. Gertrud saß im Wohnzimmer und zu ihren Füßen spielte das Schwesterchen.

Die Gedanken der Jungfrau flatterten in weite Fernen. Bald saß sie in einem stattlichen Schlosse zu den Füßen ihrer Mutter und sah in die liebevollen Augen derselben, bald sah sie ihren Eduard unter einer Menschenmenge, die ein herrliches

Gebäude bewunderten, das der ruhmgekrönte Meister soeben vollendet, bald gaukelte ein anderes Bild vor ihren Augen, ein Bild, das sie so oft mit aller Kraft ihres Willens aus ihrer Seele zu verbannen strebte und das doch immer wieder von neuem darin auftauchte.

Benno Dubois hatte seit jenem flüchtigen Abschiede nichts wieder von sich hören lassen.

Gertrud hatte lange und sehnsüchtig auf einen Brief gewartet, er war nicht gekommen. Dann hatte sie gehofft, im Sommer den Geliebten in Danzig zu sehen, aber es war Winter geworden und Neujahr, ohne daß er Wort gehalten.

So hatte er sie denn vergessen! Es war ein Traum gewesen, den sie geträumt, von einem wunderbaren, göttlichen Glück. Was hatte sie auch gethan, um eines solchen würdig zu sein?

Sie legte die Hand fest auf das schlagende Herz und blickte zum Himmel empor, der blau und klar zwischen den vom Silberreif geschmückten Bäumen hervorsah.

Auf dem Tische vor ihr lag ein kleines Buch, ein Neujahrsgeschenk Eduard's, eine Sammlung Gedichte. Sie hatte eins aufgeschlagen und wiederholte leise vor sich hin die Worte:

Das Herz ist erstorben, die Welt ist leer
Und weiter gibt sie dem Wunsche nichts mehr,
Du Heilige, rufe dein Kind zurück,
Ich habe genossen das irdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!

Es war ein Weh in ihrer jungen Seele, das diesen schmerzvollen Worten entsprach. Wol lachte und scherzte sie mit dem Bruder, den sie so innig liebte, wol freute sie sich über das Gedeihen ihres kleinen Haushalts und über den Segen, der die Frucht ihrer gemeinsamen Arbeit war; wol besaß sie in hohem Grade das Glück eines guten Bewußtseins und den Frieden, den Thätigkeit und Familienliebe geben. Aber ihr Herz hatte sich einmal versenkt in den goldenen Strom jenes vom Himmel quellenden Lichtes, das man Liebe nennt, und die Sehnsucht, der brennende Durst danach blieb für ewig darin zurück.

Sie weinte und klagte nicht, sie war auch nicht elend, wie hätte sie das sein können, die sanfte, thätige, liebevolle Gertrud? War sie doch gut und voll reinen Strebens und Der kann nie elend sein, der unverrückt das natürliche Ziel des Menschendaseins, die Erfüllung seiner Pflichten im Auge behält.

Ihre Liebe lag in ihrer Brust, als wäre ein scharfkantiger geschliffener Brillant fest in dieselbe hineingedrückt. Sie wußte, es sei ein Schatz, der ein Königreich werth ist, aber doch hätte sie sich von dem stechenden Schmerz befreien mögen, der mit dem Besitz desselben verbunden.

Er kommt nicht, er wird niemals kommen, flüsterte es in ihrem Herzen, er kann die Hindernisse nicht besiegen und — er mag vielleicht auch nicht darum kämpfen, was bin ich auch, ich armes, einfaches Kind, daß er, der so herrlich, so trefflich ist, mich unter den vielen Tausenden von Mädchen erwählen sollte, die ihm in der weiten, so glänzenden Welt, in der er lebt, entgegentreten. Es ist schon ein Glück, weit über mein Verdienst, daß ich ihm begegnet bin auf Erden, daß ich eine kurze Zeit von seiner Liebe träumen durfte. Mein ganzes Leben in Arbeit, in Liebe, in stiller Demuth vor Gott verlebt, reicht nicht hin, mich der Seligkeit jener kurzen Stunden, die ich mit ihm verlebt, werth zu machen.

Sie wußte nicht, daß sie weinte, die Thränen fielen aus ihren Augen, wie Thautropfen vom Himmel fallen, sie fielen auf die glänzend grünen Blätter einer blühenden Calla und ein Strahl

der Wintersonne schuf in derselben den sieben-fachen Brillantglanz des Regenbogens.

In ihre Träume versunken hörte sie nicht, daß ein Fremder anklopfte. Es war der Post-bote, der einen Brief aus E. an Herrn Eduard Bergenau brachte. Gertrud legte den Brief auf den Tisch und fühlte sich durch den kleinen Zwi-schenfall in der Alltäglichkeit ihres Lebens in den Kreis ihrer Pflichten zurückversetzt. Sie ging in die Küche, sie deckte den Tisch und besorgte den Luxus sehr guten Kaffees für den Nach-mittag.

Eduard war heimgekehrt, ohne daß sie seinen Schritt gehört hatte.

Sie fand ihn im Zimmer, aber sie erschrak vor seinem Aussehen, denn er war bleich wie eine Bildsäule und seine Hände bebten.

„Was hast du, Eduard, mein Bruder, um Gottes willen, was ist dir?“ fragte sie, ihre Hände liebevoll auf seine Schulter legend.

„Lies!“ sagte er tonlos.

Sie nahm den Brief, er enthielt nur we-nige Zeilen von einer großen Handschrift und lautete:

„Mein lieber junger Freund!

„Ehe öffentliche Blätter Ihnen dies melden, sollen Sie auf den besondern Wunsch meiner Enkelin Rahel durch mich erfahren, daß sie sich verlobt hat und in wenigen Wochen mit ihrem Gatten nach Rußland geht, um sich in unserer alten Heimat anzusiedeln. Der Mann, mit dem sie zieht — mein und ihrer Mutter reichster Segen begleitet sie — ist ein Stammes- und Glaubensgenosse von uns, ein reicher Juwelier, in Eupatoria angesessen, er heißt Lemuel Sidreh. Er ist sechsunddreißig Jahre älter als meine wackere Enkelin und sie wird an ihm sowol einen Gatten als einen Vater haben. Lemuel Sidreh ist ein Mann von großer Bildung, von vortrefflichem Herzen und ansehnlichem Vermögen. Er wird vor dem Throne des Kaisers meine Angelegenheit verfechten, sodaß ich hoffen kann, in spätern Zeiten in meinem Vaterlande wenigstens sterben zu dürfen. Rahel grüßt Sie und wünscht Ihnen den Segen unseres Gottes.

Ihr alter Freund Doctor Salomon."

„Rahel ist Braut, die schöne, gütige, freundliche Rahel, meine Freundin, meine Lehrerin", sagte Gertrud mit großer Wärme, „und sie zieht

fort in weite, weite Ferne. O, darum ist auch Doctor Salomon mit seiner Familie nicht hierher gekommen. Aber ihr künftiger Gatte ist ein so alter Mann, mein Gott, ob sie den auch lieben mag?"

„Sie liebt ihn nicht, Gertrud!" entgegnete Eduard dumpf, „sie liebt ihn nicht, sie bringt ihrer Pflicht, ihrer Familie, ihrem Glauben das höchste Opfer, das ein Weib bringen kann, das Opfer ihres Herzens." Dann sprang er auf und lief mit großen Schritten im Zimmer umher. „Und das nennt man Frömmigkeit, Pflichterfüllung, das soll Gott wohlgefällig sein, wenn man zwei Menschenherzen, welche die Natur selbst füreinander bestimmte, die in allen Stücken sich ergänzen, zueinander passen und das Glück nur ineinander finden können, voneinander trennt, weil das eine zu Gott, das andere zu Jehovah betet. O, ich wollte, die alte morsch gewordene Erde bräche zusammen und begrübe unter ihren Trümmern dies erbärmliche Geschlecht von Narren und Bösewichtern. Er hat mich belogen und betrogen, dieser silberhaarige Greis, den ich so hoch verehrte, er zwingt Rahel zu dieser Ehe, die sie elend machen muß und wird. Um Geld und

Gut, um der Rückkehr in seine Heimat willen verkauft er das Kind seiner Tochter. Aber ich will nicht die Hände in den Schoos legen und zusehen, wie man sie fortschleppt, ich will hin, ich muß hin und sollte ich mich barfuß durch diese Schneewüste betteln."

Er riß die Schieblade auf, in welcher die Geschwister ihren Geldvorrath aufbewahrten. Zwei Thaler und einige kleine Münzen war ihr ganzes Besitzthum. Das Christfest, der Besuch der Räthin Wender, der Ankauf von neuem Brennholz, hatten ihre Mittel erschöpft, er mußte bis zum zehnten des Monats etwa noch sehr angestrengt arbeiten, bevor er auf frisches Geld rechnen konnte. Das wenige, was da war, reichte nur gerade bis dahin für sich und die Seinigen zu den nothwendigen Ausgaben.

„Ich bin nicht der erste Handwerksbursche, der mit dem Ränzel auf dem Rücken durch den Schnee wandert, trotz der Eisenbahn", sagte er grimmig. „Der Arme geht immer den Armenweg, das ist ein wahres Wort, und so will ich denn gehen durch Frost und Schnee, durch Nacht und Wind und vor sie hintreten und fragen, ob man so sein Versprechen hält?"

Vor Gertrud's Augen war eine Decke gefallen. Was sie fast gefürchtet, stand plötzlich als traurige Gewißheit vor ihr — Eduard hatte sein Herz einem Mädchen geschenkt, das ihm niemals angehören konnte. Er, so gut, so schön, so brav, mußte doch den bittern Schmerz kosten, den das Aufgeben des höchsten Wunsches dem Menschenherzen verursacht.

Sie hatte die Hände gefaltet und während Eduard in wildem Grimm umhertobte, flossen ihre Thränen so reichlich, daß sie kein Wort hervorbringen konnte. Als sie sich endlich gefaßt hatte, ging sie still zu dem Plätzchen, wo sie nun schon seit längerer Zeit die Ersparnisse aufbewahrte, die sie für Eduard's Aufenthalt in Berlin gemacht.

Es waren eben keine Reichthümer, die dort lagen, aber doch eine Geldsumme, welche die Reise, die Eduard durchaus machen wollte, reichlich deckte.

Sie hing sich schmeichelnd an des tobenden Jünglings Arm und ließ den goldenen Regen leise aus ihrer Hand in die seinige gleiten, ohne auch nur ein Wort zu sagen.

Er blieb stehen und sah sie mit blitzenden Augen an.

„Wo hast du das Geld her, das viele Geld?"

fragte er wild, „hast auch du mich betrogen und belogen, wie Jene, auf die ich baute, und hast hinter meinem Rücken von der Mutter —"

„Du hast das Geld verdient, Eduard, ich habe es nur gespart, indem ich den Ertrag meiner kleinen Arbeiten in die Hauskasse legte und mich mit meiner Kleidung recht haushälterisch einrichtete. Du weißt doch wol, mein Bruder, daß ich nichts thun würde, wovon ich glaube, es könnte dein Herz kränken."

„Es ist dein Eigenthum, ich mag es nicht", sagte er finster, „kaufe dafür, was du, das Kind und der alte Mann brauchen, ich komme auch so nach E. und komme immer noch zeitig genug hin, um zu hören, daß man mich betrogen und verrathen."

Er hatte sich auf einen Stuhl geworfen und die Arme ineinander schlagend, blickte er finster hinaus in die winterliche Gegend.

Gertrud kniete vor ihm nieder und drückte ihr Lockenköpfchen an sein wildschlagendes Herz.

„Nicht für mich, du mein Gott, was brauche ich denn?" sagte sie mit ihrer liebevollen Stimme, „für dich habe ich gespart. Das Geld sollte dir zugute kommen, wenn du deiner Studien wegen

nach Berlin gingest; brauchst du es zu etwas, das dir wichtiger, heiliger ist als deine Ausbildung, so ist es ja nur noch besser angewendet. Reise nach E., sieh das Mädchen wieder, das man dir entreißen will und mag es dich in deinem Schmerz ein wenig trösten, daß deine Schwester, deine kleine Gertrud, für die du soviel gethan, auch einmal etwas für dich thun konnte. Du lieber Gott, es ist wenig genug, da du dir nicht Glück, sondern nur Bestätigung deines Verlustes holen willst."

„Du bist gut, du bist ein Engel", sagte er, finster auf sie niederblickend und zog ihre braunen Locken durch seine Hand; „aber die Menschen sind böse auf Erden, und Liebe und Treue sind nirgend zu finden."

„Außer in dem Herzen von Bruder und Schwester", entgegnete sie mild und drückte einen Kuß auf seine Hand. „O, jetzt verstehe ich so Manches, mein armer Eduard, das mir früher dunkel war. Rahel war der Stern deines Lebens und sie dir zu erringen, hast du so eifrig, so muthig, so ausdauernd gekämpft. Einst wirst du doch dich ihr noch zu Dank verpflichtet fühlen, auch wenn sie dir noch so fern ist, denn

was du bist und wirst, ist ja die Folge deiner Liebe.“

Er blickte eine Weile in die liebevollen Augen der Schwester und schüttelte dann trübe den Kopf.

„Du irrst, Gertrud, so ist es nicht, nicht sie mir zu erringen bestand ich den Kampf mit dem Leben, sondern nur um ihres Beifalls sicher zu sein, denn was ich auch errang und erkämpfte, zwischen mir und ihr lag immer der verschiedene Glaube als trennende Kluft. Konnte ich, und wenn ich alle Schätze der Welt mir erarbeitet, mich zu allen Würden der Erde aufgeschwungen hätte, zu ihr doch immer nur wie zu einem Stern emporsehen, und

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht!

O, mein Gott, mein Gott, warum kann das heilige Mädchen nicht ruhig seinen einsamen Weg durch das Leben gehen? Ich will sie ja nicht besitzen, nur beschützen will ich sie vor einem Lebensloose, in dem sie rettungslos vergehen müßte.“

„Mein Bruder“, sagte Gertrud, indem sie seine kalte Hand ergriff und ihre treuen Augen in die seinigen senkte, „ich kenne alle die Verhältnisse nicht, von denen du sprichst.“

„Auch ich kenne sie nicht genau, ich weiß nur — ach, Gertrud, das Leben hier auf Erden erscheint mir oft wie ein furchtbarer grausiger Traum. Doctor Salomon, der ehrwürdige Greis, steht in seiner Heimat im Verdacht eines schweren Verbrechens. Was ich davon weiß, erfuhr ich aus Rahel's Munde, o, aus dem Munde eines Engels, der auf diese wüste Erde sich nur verirrt hat."

„Schilt nicht die Erde", entgegnete Gertrud dem tief erregten Bruder, „sie ist schön und es gibt des Guten auf ihr gewiß mehr als des Bösen. Wir müssen nur selbst versuchen, Das, was uns böse scheint, zum Guten umzugestalten. Sieh unser Leben an, mein guter, lieber Junge, ist es nicht selbst für unsere jungen Augen ein Beweis, daß alles Schlimme nur die dunkle, bittere Wurzel des Guten sei. Die Trennung von unserer Mutter, unseres armen Vaters Verirrungen, haben sie uns nicht gekräftigt, besser und tüchtiger gemacht? Würden wir geworden sein, was wir sind, wenn wir unsere Kindheit und Jugend im Schoose des Ueberflusses, von doppelter Elternliebe gewiegt, ohne Kampf und Mühe zugebracht hätten?"

Eduard lächelte bitter.

„Armes Kind“, sagte er, „du streust die Schätze deines eigenen reichen Herzens mit verschwenderischer Hand auf den dunkeln, schmuzigen Erdboden, ach, du bedeckst damit nur dürftig ein kleines Fleckchen von dem ungeheuren Chaos des Verfalls, des Elends, der Oede, das wir Welt nennen.“

Gertrud weinte, aber mit überströmenden Augen aufblickend, rief sie mit dem Tone der Begeisterung:

„Nein, mein Bruder, nein und abermals nein, das Leben ist nicht ein Chaos des Verfalls, sondern der Entwickelung und aus Dem, was dir ein Trümmerhaufe erscheint, blüht immer nur Schöneres als das Zerstörte, Besseres als das Vergehende auf. Muth, mein Bruder, Muth und fester Glaube an das ewige Gute, und wir bilden uns selbst das Paradies des Glücks, nach dem wir uns sehnen. Nun aber will ich dir deinen Reisekoffer packen und Alles besorgen, damit du dich selbst überzeugen kannst, wie sich das Schicksal Rahel's gestaltet und was du für dich zu hoffen hast.“

„Nichts, als daß ich sie vergessen kann“, flüsterte er vor sich hin.

Gertrud aber, noch einmal zu ihm tretend und seine Wange streichelnd, entgegnete:

„Nein, daß du immer ihr Andenken treu in deiner Seele bewahrst und allen Träumen, Hoffnungen und großen Gedanken deiner Jugendliebe würdig bleibst.“

Zehntes Capitel.

Im Waggon der Eisenbahn, fest in seinen Mantel gehüllt und die Arme ineinandergeschlagen, saß unter Viehtreibern, Handelsjuden und schwatzenden Weibern ein ernstblickender Jüngling, dem die Vogelschnelle des Dampfzuges noch langsam erschien, da peinliche Gedanken seine Herzschläge beflügelnd, der Maschine vorauseilten.

Es war Eduard, dem Gertrud's Liebe die Reise möglich gemacht.

Einzig der Eingebung seines Gefühls folgend, hatte er die Arbeit im Stich gelassen, an der zum Theil das Fortkommen der Seinen, seine Zukunft und sein guter Ruf hingen.

Ich muß Rahel sprechen, aus ihrem eigenen Munde muß ich hören, daß sie diese Ehe abschließen will, die den letzten Schimmer von Hoff-

nung auf Erdenglück für sie und mich verlöscht. Aus ihrem eigenen Munde muß ich hören, daß sie freiwillig das Weib eines ungeliebten Mannes wird, daß es ihr eigener Entschluß ist, die halbe Welt zwischen ihr und mein Herz zu legen.

Ein eisiger Regen goß in Strömen nieder, der Himmel war von dicken grauen Wolken verhüllt, es war gleich öde in der Natur, wie in der Seele des Jünglings, der zum erstenmal in seinem edeln und thätigen Leben Pflichten verletzte, um leidenschaftlichen Gefühlen Genüge zu thun.

Der frühe Abend war bereits hereingebrochen, als er durch die ihm so wohlbekannten Straßen eilte.

In dem Hause, in welchem er seine Kindheit verlebt, wohnte noch immer Doctor Salomon. Er hatte es gekauft und nach seiner Bequemlichkeit einrichten lassen. Eduard war nicht fremd in den wohnlichen Räumen, viele Stunden eines traumhaften Glücks hatte er dort genossen und sein Herz, seine geistige Kraft und seine Weltanschauung hatte sich mehr da als unter seinen Blutsverwandten entwickelt.

Mit pochendem Herzen und bebender Hand öffnete er die Hausthür und trat in den Gang, der nach dem Hofraum und zu den eigentlichen

Wohnzimmern der jüdischen Familie führte. Eine Lampe brannte hier, Decken waren auf dem Fußboden gebreitet, eine Doppelthür wehrte der Kälte und der Zugluft, Alles zeigte von Wohlhabenheit und häuslichem Behagen. Wohlgerüche drangen aus den Zimmern bis hierher. Es war Freitag Abend, der Sabbath bereits angebrochen.

Wie ein Blitz durchzuckte die Seele des Jünglings der Gedanke an den Tag, da er zum erstenmal die Sabbathfeier der jüdischen Familie hier gesehen, wo jedes Glied derselben ihm und den Seinigen Gutes erwiesen hatte.

Er legte die Hand auf den Thürgriff und stand plötzlich in dem saubern, hell erleuchteten, zur Sabbathsfeier geschmückten Zimmer. Das Licht der Sabbathlampe übergoß die Züge von vier edeln Menschengesichtern, denn auch Herr Lemuel Sidreh saß am Tische mit der Familie des Doctors.

Rahel stand auf, sie hatte kein Zeichen der Ueberraschung bei dem plötzlichen Eintritt Eduard's gegeben, ihre sammetschwarzen Augen hatten fest auf seinen vom Schmerz aufgeregten Zügen geruht, sie trat ihm entgegen, reichte ihm die feine weiße Hand und sagte, ihn zum Tische führend:

„Herr Lemuel Sidrey, mein Verlobter, dies ist der Jüngling, von dem ich mit Ihnen gesprochen; ich wußte, daß er kommen würde.“

Eduard blickte sie an mit dem Ausdruck bittern Wehes. Eine schwere Anklage lag in dem gram- und grimmentstellten Gesicht des Jünglings, während Rahel's Auge von Begeisterung zu leuchten schien.

Wenn man diese beiden Menschen nebeneinander sah, so konnte man fast nicht glauben, daß Liebe, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sie vereine.

Rahel, in der That nur um wenige Jahre älter als Eduard, erschien doch weit reifer als er, in dessen sehr jugendlichen Zügen trotz des keimenden Bartes noch etwas Knabenhaftes lag. Ihr große, bis zur Hagerkeit schlanke Gestalt schien höher zu sein als die Eduard's, wie die Esche höher erscheint als die Eiche. Standen sie nebeneinander, so sah man wol, daß das zartgebildete Weib dem kräftigen Jüngling nur bis an die Augen reichte. Ihre südliche Gesichtsfarbe schien dunkler als der blühende Teint Eduard's, und doch war die Jüdin weit zarter gefärbt als der junge Nordländer, nur lag die durchsichtige Blässe

ihrer Haut in einer andern Schattirung. Dem Engel, der an seiner Hand die ersten Menschen aus dem Garten Edens führte, mochten die ernsten, beinahe strengen Züge der jungen Jüdin gleichen, als sie mit Eduard dicht vor ihren Verlobten und ihre Verwandten trat, und sehr wohl fühlte der bebende Jüngling, daß die Pforten des Paradieses seiner Liebe klirrend hinter ihm zugefallen waren.

Lemuel Sidreh hatte sich erhoben und begrüßte den Gast mit einer gewissen ruhigen Würde. Er war ein schöner Mann auf der äußersten Höhe des männlichen Alters.

„Es wäre vielleicht besser gewesen, junger Mann", sagte er mit einer sehr wohlklingenden Stimme, „wenn Sie diesem Mädchen nicht entgegengetreten, indeß beruhigt ein letzter Abschied vielleicht Ihr Herz und gibt meiner Gattin in Zukunft die Gewißheit, daß sie Alles für Sie gethan, was Pflicht und Gewissen ihr erlaubt. Ich bin daher der Meinung, daß wir Alle hier Ihnen nichts in den Weg legen dürfen, wenn Sie sich noch einmal aussprechen wollen. Ich bin nicht der Mann, der aus thörichter Eifersucht sein Weib, das ihm freiwillig Treue gelobt, von

von andern Männern durch Schloß und Riegel scheidet. Will mein wackerer alter Freund und hier die Mutter Rahel's wie ich, so verlassen wir dies Zimmer und mögen die beiden jungen Menschen, deren Herz wol schwer und voll ist, es sich in einem letzten Abschiede erleichtern."

Er war bei diesen Worten aufgestanden und wandte sich, der Mutter seine Hand bietend, um sie fortzuführen, zum Gehen.

Rahel aber legte ihre schlanke weiße Hand auf seine Schulter und hielt ihn zurück.

„Nein, bleiben Sie, bleibt alle meine werthen Verwandten, ein Gespräch ohne Zeugen ist nicht nothwendig zwischen mir und diesem theuren Jüngling. Wie ihr nun Alle wißt, daß unsere Herzen seit Jahren mit heiliger Liebe aneinander gehangen, so könnt ihr auch den Abschied sehen, den wir voneinander nehmen und jedes Wort hören, was wir einander zu sagen haben, bevor jedes von uns einen weitern Schritt auf dem Lebenswege macht. Kommen Sie her, Eduard Bergenau, setzen Sie sich hier an meine Seite, wie Sie so oft gesessen haben und lassen Sie uns diese letzten Stunden so mit Glück füllen, daß sie zu

einer herrlichen Erinnerung für unser ganzes künftiges Leben werden."

Eduard war wie verwandelt, die Stimme des jungen jüdischen Mädchens übte ihre alte Zauberkraft auf ihn aus, es grüßten ihn diese bekannten Wände, diese Sabbathgeräthe mit Freundesgruß und das ehrwürdige Antlitz des alten jüdischen Arztes, den er noch vor kurzem einen Verräther genannt, erschien ihm wie von einem Heiligenschein umgeben.

„Ich wußte, daß Sie kommen würden, Eduard Bergenau, um mir noch einmal Lebewohl zu sagen, ich wußte das. O, wie freut es mein Herz, daß Sie mich keinen Augenblick verkannten, daß Sie die Kraft, den Muth und die Liebe haben, mir durch Ihren Segen den Weg leicht zu machen, den ich gehen muß", sagte das Mädchen.

„Müssen Sie, Rahel?" entgegnete er und blickte ihr vorwurfsvoll in die Augen, „worin liegt für Sie die Nothwendigkeit, jede Hoffnung auf die Möglichkeit eines Glücks, dessen ich mich nicht unwerth gemacht habe, zu zerstören?"

„In der Pflicht", sagte sie fest und milde. Es ist meine Pflicht, die Gattin dieses ehren=

haften Mannes zu werden und ihm in unsere frühere Heimat zu folgen, wohin mich hohe Pflichten rufen, außerdem, mein junger Freund, welche Hoffnung auf Glück zerstöre ich Ihnen oder uns? Die Jüdin und der christliche Jüngling können keine andere als eine geistige Gemeinschaft miteinander haben, und sollte Eduard Bergenau, Rahel's Freund seit seiner Kindheit, diese für aufgehoben halten, wenn Zeit und Raum unsere Körper trennen und Jeder von uns den Lebensweg geht, den Gottes Wille ihm vorgeschrieben? Es gibt eine Herzensvereinigung, die kein Schicksal, keine Erdenmacht, die Zeit und Tod nicht trennen können, und die unserige ist eine solche, so fühle ich und so habe ich davon zu dem Manne gesprochen, dessen Gattin ich werde."

Eduard war aufgesprungen, er hatte die Gegenwart der Zeugen vergessen und dachte an nichts als an Rahel's Worte, an die Vergangenheit, an seine Liebe und die Hoffnungen, die er nie aufgehört zu hegen.

„Rahel, Rahel!" sagte er, vor sie hintretend und ihr mit glühendem Blick in die Augen sehend, „kann das dein Ernst sein, kann es möglich sein, daß ein Herz, das wie das deine liebt, ohne

Schaudern, ohne Widerstreben in eine Ehe mit einem ungeliebten Manne willigt? Sprich ein Wort, Rahel, und ich zerreiße die Fesseln, die man dir anlegen will, und müßte ich einen Mord darum begehen, sage daß du einwilligst und du sollst mein Weib werden und müßte ich mit der Hölle um deinen Besitz ringen."

Sie stand neben ihm, leise wie einen Segensgruß legte sie die Hand auf seine Stirn und sagte sanft:

„Hast du vergessen, mein junger Freund, was wir mit einander sprachen an jenem unvergeßlichen Tage, da wir es uns in Worten bekannten, daß wir einander mehr noch seien als Geschwister oder Freunde? O, gedenke jener heiligen Stunden, gedenke Dessen, was wir im schönsten Augenblick unserer Liebe als wahr erkannten. Du, fast noch ein Knabe, ich eine Jungfrau, an Jahren und Erfahrungen reicher als du. Damals, Eduard, saßen wir im Felde, wohin dich deine Arbeit, mich ein Weg zu einem Kranken geführt hatte, den mein Großvater behandelte und dem meine Mutter Erquickungen schickte. O, gedenke jener Stunde, wo über uns ein wilder Birnbaum sein blühendes Dach wölbte, um uns die grüne

Saat wogte und die Lerche im blauen Himmelsraum ihr Lied sang. Waren damals die Verhältnisse anders als jetzt? Ich, die Tochter des vertriebenen Karaiten, du der Christenknabe, zwischen mir und dir lag damals wie jetzt der Wille Gottes und das Vorurtheil der Welt. Der Wille Gottes, der mich und dich geboren werden ließ unter Verhältnissen, die uns mehr und heiligere Pflichten auferlegten, als den meisten andern Menschen, und das Vorurtheil der Welt, das eine Vereinigung für das Leben zwischen uns nie gestattet, wenn ich nicht den Glauben meiner Väter abschwören und mich gewaltsam von Denen trennen wollte, die mich ebenso treu, aber früher als du geliebt."

Herr Lemuel Sidreh war während dieser lebhaften Rede seiner Braut leise aufgestanden und hatte, der Mutter und dem Großvater winkend ihm zu folgen, mit ihnen das Zimmer verlassen. Die Sabbathlampe leuchtete nur noch den beiden Zurückgebliebenen und ihr heller Schein goß seine vollen Strahlen auf das Gesicht Rahel's und gab ihm einen verklärten Schimmer.

„Wir lieben uns seit Jahren, Eduard Bergenau, mein Freund", fuhr sie fort, ohne zu

bemerken, daß die Zeugen sich entfernt hatten, „was heißt das? Haben wir je darunter verstanden, wir begehren einander zu küssen, einander liebkosend im Arm zu liegen? War unsere Liebe nicht höher, hat sie uns nicht eine Glückseligkeit gegeben, die Das, was die Welt Liebesglück nennt, weit, weit hinter sich zurückläßt? Ich weiß, wohin mich Pflicht und Geschick auch führen, daß du in der Welt lebst, ein Jüngling, dessen Herz rein blieb, weil es mich liebte. Ich weiß, daß ein Wort von mir ausreichte, dir Muth zu geben bei Anstrengungen, die oft über die Kraft deiner Jahre und deines Geschlechts zu stehen schienen. Ich weiß, daß mein Andenken dir, wie die goldene Wolke dem Volke Israel durch die Wüste, dein ganzes Leben vorschweben wird. Um Rahel's Liebe willen wirst du das höchste Ziel der Menschheit nicht blos erstreben, du wirst es erreichen."

„Und warum kannst du nicht bei mir sein, neben mir, mit mir den Lebenskampf bestehen, mich ermuthigen, wenn ich wanke, mich erfreuen, wenn ich ermatte? Ein Wort von dir, der feste, ernste Wille, die volle, rechte Liebe und das Vorurtheil, das uns trennt, liegt niedergetreten zu unsern Füßen. Rahel, Rahel, meine Göttin,

meine Heilige, Palladium meines Lebens, o, wenn du mich liebst, wenn du mich liebst, sprich es aus das Wort, sei mein, meine Braut, mein Weib und —"

„Könnte ich denn noch dein Palladium, deine Heilige sein, mein geliebter Freund", unterbrach ihn Rahel mit einem wehmuthsvollen Lächeln, „wenn ich meine Kindespflichten, meinen Glauben, meine heiligsten Ueberzeugungen von mir würfe, um dein Weib zu sein? O, mein Eduard, täusche dich nicht selbst, was du an mir liebst, ist eben Das, was unsere Vereinigung auf Erden hindert, die Treue, mit der ich die Meinen liebe, meine Pflicht erfülle und meinem Gott diene."

„Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und an dem Manne hangen", sagte Eduard, mit glühendem Blick in ihre begeisterten Augen sehend.

„Das werde auch ich", entgegnete sie sanft und fest, „ich werde meinem Gatten folgen, wohin es sein muß; aber ein Anderes ist es, die Eltern mit ihrem Segen verlassen, ein Anderes ihnen um der Leidenschaft willen das Herz brechen. O, Eduard, mein Geliebter, glaube mir nur das Eine: nie, noch nie, so lange die Welt steht, so lange Mann und Weib sich in Liebe

vereinen, hat ein Mann die rechte und heilige Liebe für ein Weib bewahrt, das seinetwillen ihre Pflicht verletzte. Was ich als Tochter bin, das werde ich auch als Gattin sein, treu und gehorsam und immer deiner Liebe werth. Aber ich wäre nicht die ich bin, könnte ich jetzt, deinen Bitten nachgebend, meine Pflicht verletzen, den Meinen das Herz brechen und mich deiner Liebe unwerth zeigen, indem ich der Stimme der Leidenschaft folgte?"

„Du liebst mich nicht, Rahel, sprich es aus und laß uns scheiden", sagte er finster.

„Wenn ich wüßte, daß dieser Glaube dich glücklicher, in deiner Pflicht beharrlicher und unterwürfiger gegen die unvermeidliche Nothwendigkeit machen könnte, ich würde versuchen, ihn dir zu lassen; aber so ist es nicht. Wir werden uns trennen für dieses Leben und haben wir je etwas Anderes erwarten können? Aber die Ueberzeugung, daß unsere Liebe ewig und heilig ist, wird unsere ganze Zukunft mit ihren Sternenstrahlen durchleuchten. Tritt hierher, mein Freund, schau auf zum Himmel, dort steht der Sternnebel des Orion, ein mattes, bleiches Lichtgewölk. Eine wie kleine Leuchte würde er sein, könntest du ihn, wie er

dir erscheint, auf deinen häuslichen Herd versetzen, aber du richtest dein Auge zu ihm und weißt, daß er ein Lichtmeer ist, das in unmeßbaren Fernen aus goldnen Weltbällen bestehend, seine ewige Bahn geht. Die Liebe des jungen Menschenherzens ist auch solch ein Lichtgewölk, laß es am Himmel leuchten, dies ist seine Bestimmung."

Er wandte sich von ihr ab, hastig und mit ungleichen Schritten durchmaß er den Raum des Zimmers, seine Seele war wie in zwei Hälften getheilt, von denen die eine mit göttlicher Freude den Worten der Geliebten, ihre Wahrheit und Reinheit verstehend, lauschte, während die andere in irdische Glut getaucht, Glück und Besitz heiß begehrend, sich wand und krümmte, in dem entsetzlichen Weh der gefoderten Entsagung.

Sie saß am Fenster, ihre Hände waren gefaltet, ihre Augen zum Himmel gerichtet und die Thränen, die leise über ihre Wangen rieselten, waren die einzigen Zeugen, daß ihre Resignation auch eine schmerzliche sei. Er sah sie, diese glänzenden Perlen, werth das Geschmeide des schönsten Engels an dem Throne des ewig guten Gottes zu sein, und warf sich ihr zu Füßen und drückte sein Gesicht in ihren Schoos.

„Du kannst nicht, du kannst es nicht zerreißen, das Band, das meine Seele für ewig an die deine bindet“, rief er, wie außer sich, „war es nicht ein Wunder, das von den fernsten Enden der Erde, die zusammengehörenden Herzen zu einander führte? Sollten wir uns nur finden, um uns wieder zu verlieren? Rahel kannst du das wollen, wirst du es können?“

„Ich kann es nicht und ich will es nicht“, sagte sie, liebevoll ihre erkaltete, zitternde Hand auf sein lockiges Haupt legend, „ich will das Band, das uns verbindet, zu einem ewigen, unvergänglichen machen. Mein Freund, mein Geliebter, mein Bruder, ist Liebe denn nichts anderes als das Begehren des Bluts, das Mann und Weib zueinander führt? Will Liebe nichts als den Besitz, der wie man sagt, ihre Erfüllung und ihre Auflösung ist? Ist das Liebe, die in thörichten Romanen Mann und Weib alle Schranken göttlicher und menschlicher Gesetze überspringen läßt, um im ungehinderten Zusammensein eine kurze, flüchtige Wonne zu genießen? Eduard, Eduard! haben wir nicht besser geliebt? Gedenke der Zeit, da wir uns täglich sahen, und so gewiß wie heute wußten, daß der irdische Besitz

uns versagt sei, sprich, waren wir nicht glücklich? Wenn ich deine edle Sohnestreue, deine Geschwisterliebe, deinen männlichen Stolz, deinen Fleiß, dein Talent, deine Ausdauer bewunderte, wenn das Gute, das auch du an mir erkanntest, dich aufmunterte auf dem Wege des Rechts, der Pflicht und der Tugend vorwärts zu schreiten, bedurften oder ersehnten wir da eine irdische Vereinigung? Das Jeder von uns Muth und Kraft hat seine Pflicht zu thun, daß Jeder von uns auf den Andern blickend, an ihm ein leuchtendes Beispiel hat, Jeder von uns im Herzen des Andern einen unerschöpflichen Schatz von Liebe weiß, das war unser Glück, das ist es heute, das soll und kann es ewig bleiben. Hier erhebe ich meine Hand zu den ewigen Sternen und schwöre dir, daß Rahel, Lemuel's Gattin, die Mutter seiner Kinder, die Vorsteherin seines Hauses, durch ein vorwurfsfreies Leben, durch treue Pflichterfüllung, durch heiliges Bewahren deines edeln Andenkens, im Greisenhaar deiner edeln Liebe noch ebenso würdig sein soll, als es heute die zitternde, kämpfende Jungfrau ist!"

Er erhob sich von den Knien, er blickte ihr in die thränenschweren Augen, er sah die gött-

liche Liebe schimmern aus diesen reinen Sternen, und auch in seinem Herzen war der Sieg der Liebe über die Leidenschaft erkämpft. Wortlos küßte er ihre schöne Hand und drückte sie gegen seine Stirn. Obgleich noch nicht alle Beweggründe der jungen Jüdin kennend, hatte er doch ihr Herz verstanden und stand jetzt auf gleicher Stufe mit ihr, die der Pflicht das höchste Opfer brachte, dessen das weibliche Herz fähig ist.

„Muß es denn sein?" sagte er nach einer Pause von wenigen, aber mit den erhabendsten Empfindungen erfüllten Minuten. „Ist diese Trennung unerläßlich, keine Hoffnung auf ein reines, schuldloses Erdenglück für uns möglich?"

„Keine, keine, mein Freund!" entgegnete sie mild, „und das wissen wir nicht erst jetzt, das wußten wir immer, meine Verbindung mit Herrn Lemuel Sidreh ist nur das Siegel, das dem Pact aufgedrückt wird, den wir miteinander schlossen, als du zum erstenmal zu mir sagtest: «Rahel, um deinetwillen kann ich Alles thun und Alles ertragen, nicht um deines Besitzes willen, sondern nur in der Erinnerung an dich»."

„Und wer ist der Mann, der dich in so weite, weite Fernen führt? ist er des Schatzes werth,

den er mir raubt? Kann er deine Seele, meine Rahel, begreifen? Deinen Werth ahnen?"

„Herr Lemuel Sidreh ist ein sehr edler, sehr großdenkender Mann, der Freund meines Großvaters seit seiner Jugend, er führt mich in meine Heimat und bereitet, so Gott will, auch den Meinen dort wieder eine Stätte. Er weiß, daß ich dich liebe, wie ich dich liebe und daß ich dir freiwillig entsage, er würde heute zurücktreten und meinen Bund mit dir segnen, Eduard, wenn es möglich wäre, daß ich deine Gattin werden könnte, ohne meine religiöse Ueberzeugung zu verleugnen und er ist ein so edler Mann, als nur je einer in einem rechtschaffenen Wandel unserm Gott diente. Komm her, mein Freund, laß dir in einigen Worten die Geschichte dieses Mannes erzählen und dann beurtheile ihn."

Eduard hatte sich ihr gegenübergesetzt. Wie immer hatte das Wort der Geliebten heilige Ruhe in sein Herz gegossen. Die Liebe dieses Herzens war nicht einzig Sehnsucht nach dem Besitz, wie heiß diese natürliche Sehnsucht sich auch mit derselben vermischte. Rahel war der Stern seines Lebens gewesen, seit er zu denken und nach dem Rechten zu streben fähig war, er fühlte, daß sie dies

bleiben konnte und bleiben würde. Eine echte, tiefe Jugendliebe überdauert Trennung und Tod und erfüllt das ganze Leben eines Mannes mit jenem Licht, welches die Alltäglichkeit verklärt, und den Schmerz der Entsagung heiligt.

Es ist gewiß ein großes beseligendes Glück, die Geliebte der Jugend als Gattin einzuführen in die heiligen Mauern der Heimat, aber ihr Bild, befreit von allen irdischen Schlacken, im Heiligthume des Herzens aufstellen, ihm einen Cultus jener reinen, nichtirdischen Verehrung weihen dürfen, welche die Pflichttreue sich da erwirbt, wo sie im Kampfe mit den mächtigsten Gefühlen zur höchsten Tugend wird, das ist eine schmerzvolle Wonne, die alles Erdenglück weit, weit hinter sich läßt und dem menschlichen Herzen eine Gewißheit seiner ewigen Fortdauer gibt.

In Rahel's Augen blickend, sah Eduard in ihr nicht mehr den Gegenstand seines sehnlichsten Erdenwunsches, sondern den seiner höchsten Verehrung, und dies Gefühl ist das erhabendste, dessen das Herz des Mannes fähig, wie es vielleicht auch das seltenste ist, zu dem sich zu erheben ihm die Gelegenheit geboten wird.

Vom eignen Herzen und Blut getrieben,

glaubt das liebende Weib dem Geliebten die höchsten Gabe zu bringen, in dem es seine Person hingibt. O, wol ist diese Gabe eine schöne, rührende und dankenswerthe. Die Blume, die mit Bewußtsein ihr Haupt neigt, um sich brechen zu lassen und ihren Duft verhaucht, den Kranz eines geliebten Lebens zu schmücken, stirbt schön. Aber wenn sie das zarte Haupt in Liebe erhebend sich aufrankt zur Sonne, dann nur kann sie, ewig neue Blüten entwickelnd zum Wunderbaum werden, welcher das ganze Leben eines Menschen beschattet und durchduftet.

Der Besitz vernichtet, die Entsagung verherrlicht das Ideal.

Ein Weib, das sich in Leidenschaft hingab, wird dem Manne früher oder später ein Gegenstand des Mitleids, wenn nicht der Verachtung.

Eine tugendhafte Gattin, wird die beste Freundin, die liebste Gefährtin des Mannes, dem sie angehört.

Nur die Geliebte, die um der Tugend und Pflicht willen zu entsagen die Kraft hatte, wird zum Götterbilde, welches das Herz des Mannes verehrt, so lange es schlägt.

Eduard Bergenau hatte die Kraft gefunden,

das Opfer Rahel's als eine Handlung der Tugend und Pflichttreue zu erkennen und mit ihr die reinste Verklärung seiner Liebe.

„Wisse", sagte Rahel, „Herr Lemuel Sidreh ist wie mein guter Großvater, Karait. Er ist ein großer Goldarbeiter in unsrer frühern Heimat. Sein Vater, sein Großvater und alle seine Vorfahren haben ebenfalls dieses Geschäft getrieben und die Familie war der unsern befreundet seit den Tagen des Anan (so hieß der Reformator der karaitischen Secte). Mein guter Großvater, wie du weißt, ein großer Arzt, hatte in seiner Ehe nur zwei Töchter, den Sohn hatte ihm Gott versagt. Meine Mutter, Deborah, war die jüngere derselben; mit der ältern, Rahab, war Herr Lemuel seit seiner Kindheit verlobt. Es soll ein gar schönes und begabtes Mädchen gewesen sein, meine Tante Rahel, und erzogen wie es die Töchter unsers Volkes werden, zu Gehorsam, Tugend und Gottesfurcht. Herr Sidreh hat seine Braut von ganzer Seele geliebt. Ihre Hochzeit sollte sein im Jahre 1825, zur Zeit als der glorreiche Kaiser Alexander unsere schöne Heimat besuchte. Mit dem Regenten kamen auch einige vornehme Herren, einer davon sah im Hause ihres Ver-

lobten, die schöne Rahab. Er trat dort ein, um Schmucksachen zu erhandeln und Rahab war aus mädchenhafter Neugierde in Begleitung andrer Frauen und Jungfrauen dorthin gekommen, um den Zug des Kaisers und seines Gefolges, die neue tartarische Miliz und viele andere seltsame Dinge zu sehen, die durch jene Straße kommen sollten. Wenige Tage darauf war Rahab verschwunden, mit ihr mehre werthvolle Edelsteine aus Herrn Lemuel's Gewölbe, Geld und Geldeswerth aus meines guten Großvaters Schränken. Der Verdacht von uns armen Leuten, fiel auf jenen vornehmen Herrn, der eine große Vorliebe für schöne Frauen und große Gewalt über weibliche Herzen hatte. Mein Großvater wandte sich in seinem väterlichen Kummer an den gütigen Kaiser selbst, jener vornehme Herr war eben im Begriff sich mit einer Dame seines Standes zu vermählen, kein Schatten von Verdacht konnte ihn treffen, die Tochter aus dem Hause des Vaters gelockt zu haben. Während noch alle diese Dinge verhandelt wurden, während mein Großvater täglich zu dem erhabenen Kaiser gerufen wurde, ereilte diesen der jähe Tod. Was war das Geschick einer jüdischen Familie neben dieser

schrecklichen Begebenheit, welche die ganze Welt zu erschüttern drohte! Nikolaus Paulowitsch bestieg den Thron der Czaren, die Familie jenes vornehmen Mannes fiel in Ungnade bei demselben, weil einer aus ihrer Mitte sich der Revolution angeschlossen, welche die Thronerhebung des Großfürsten Konstantin bewirken wollte. Meines Großvaters Tochter, Herrn Lemuel's Braut blieb verschollen, und dieser trauerte sein Leben lang um das Mädchen, das ihn verrathen und beraubt hatte. Er blieb der Freund unsrer Familie und sorgte dafür, daß mein Großvater sein Vermögen flüssig machen konnte, als er seine Heimat verlassen mußte. Er verschaffte ihm die Möglichkeit, sich längere Zeit in russisch Polen aufhalten zu können, um dort nach seinem verschwundenen Kinde zu forschen und als die Verfolgung ihn auch von dort forttrieb, rettete er ihm den Rest seines Eigenthums und verschaffte uns Pässe nach Preußen. Urtheile, mein Freund, ob wir gegen diesen Mann nicht hohe Verpflichtungen haben, und ob es nicht meine Schuldigkeit ist, seine Gattin zu werden, da er es wünscht. Er wünscht es nicht um seinetwillen, sein Herz ist so edel, daß er mich jeden Augenblick frei geben würde,

wenn er dies zum Glück meiner Familie nothwendig glaubte, aber er kann meinem Großvater nur die Rückkehr in unsere Heimat, zu seinen Glaubensgenossen und dem Grabe seiner Gattin möglich machen, wenn nahe Verwandtschaftsbande uns an ihn knüpfen, so hat er denn, ohne mich von Person zu kennen, den Meinen vorgeschlagen, ihm die junge Rahel zur Gattin zu geben, die er nur als ein kleines Kind gekannt. Die junge Rahel! Neben ihm bin ich es freilich; dieser Mann, der so viele Täuschungen und Schmerzen erlitten, und der sich den Meinen stets als großmüthiger Freund erwiesen und bewährt hat, soll an mir mindestens ein dankbares Herz finden, das den Abend seines Lebens nach Kräften verschönt. O, ich wollte meine Seele hätte die Macht, ihm das Weib zu ersetzen, das ihn betrog, um so die Schuld zu sühnen, die als eine schwere Last diesem Mann gegenüber auf unsern Herzen liegt. Bedenke, mein Freund, daß das Weib, der er sein jugendliches Herz geschenkt hatte, ihn betrog und beraubte, daß sie sein edles Vertrauen aufs Niedrigste verrieth. Wie Viele an seinem Platze würden da die Familie gehaßt und verfolgt haben, der ein solches Wesen entstammt, er blieb unser

Freund, unser Schützer und ward hundertfach unser Wohlthäter. Nie ist ein Wort des Vorwurfs über seine Lippen gegangen, im Gegentheil war er stets der Vertheidiger der unglückseligen Rahel. Man spricht bei uns nicht eben von Liebe und Leidenschaft, aber die Bande der Familie sind heilig und Glück, Friede und tiefe Liebe verbindet die Verlobten, die Gatten, Eltern und Kinder, alle Glieder der Verwandtschaft. Dieser Mann ist einsam geblieben bis zum Abend seines Lebens. Unser Volk hält viel auf Geld und Gut, es versteht Reichthum zu sammeln und zu mehren. Diesem Mann ward unersetzlicher Schade zugefügt, seine Rache dafür war, daß er uns unser Hab und Gut bewahrte, als es ohne seine aufopfernde Treue unrettbar verloren gewesen wäre. Die Verlobte seiner jungen Jahre verrieth ihn, jetzt fast ein Greis, hat er Edelmuth genug, seiner Braut, von der er weiß, daß sie in jugendlicher Schwäche ihr Herz an einen Andern hingegeben, so zu vertrauen, daß er sie diesem Andern zu stundenlanger, ungestörter Unterredung überläßt. Glaubst du wol, mein Freund, daß dieser Mann ein edles Herz hat und daß es für mich eine erhabene Lebensaufgabe sein wird,

ihm das Gute zu vergelten, welches er uns erwiesen?"

„Wohl, meine Rahel", entgegnete Bergenau, „eine erhabene Lebensaufgabe, fast zu erhaben, als daß sie beglückend sein könnte. Ein Engel könnte sich selig preisen, sie zu erfüllen, ob auch ein Weib, ein sterbliches Weib, dessen Herz einen Andern liebt? Ach, Rahel, du sprichst nur von deinem Verlobten, meiner gedenkst du nicht mehr, meiner Schmerzen, meiner Sehnsucht, meines ewig einsamen Herzens."

„Ich denke seiner, weil du nach ihm fragtest, weil wir von ihm sprachen — — O, mein theurer Eduard, deiner habe ich gedacht unter tausend Thränen, unter den heißesten Gebeten für dein Wohl. Sieh meinen Verlobten an, er ist ein Greis, Jahre und Kummer haben sein Haar gebleicht, auf das Glück, welches gleichgestimmte Herzen in der Ehe finden, muß ich verzichten. Ein Leben der Arbeit erwartet mich in einem großen Haushalte unter vielen Dienern und Gehülfen, aber ohne ein einziges Wesen, das an Jahren und Gefühlen mir gleichsteht. Ich verzichte darauf ohne Murren. Wenn die Arbeit mich ermüden wird, wenn die Laune meines

Herrn sich nicht zu der meinen stimmen läßt, wenn Krankheit ihn vielleicht verdrießlich macht, dann, Eduard Bergenau, wird die Erinnerung an dich mir nothwendig sein, um gut zu bleiben und mich ruhig zu fühlen. Dann, fern, fern von dir, werde ich der Tage gedenken, da wir mit einander sprachen, von Gott, von Natur und Kunst, von allem Schönen und Guten! Dieses Glück, das ich so rein an deiner Seite empfunden, wird ein Licht sein auf den Wegen meiner Zukunft, der Stein Opal, der auch in der tiefsten Finsterniß sein strahlendes Leuchten beibehält. Was für ein Glück könnte uns zu Theil werden auf dieser Welt, als das einer heiligen und ungetrübten Erinnerung aneinander?"

„Rahab, die Schwester deiner Mutter suchte und fand ein anderes Glück", flüsterte Eduard mit leisem Beben der Stimme.

„Weh' mir und dir, wenn ich ihr folgte!" entgegnete Rahel mit Festigkeit. „Der Frühling der Liebe auf Erden währt nur einen kurzen Tag und unsere Seelen sind unsterblich! Wer das Glück der Liebe sich erkauft mit dem Verlust seines Herzfriedens, der thut wie das Kind, welches die Blüten vom Baum pflückt, um sich ein

Gärtchen davon zu machen und muß im Herbst darben, weil er die Keime der Frucht im Spiel zerstörte, die den Reichthum seiner Zukunft ausmachen sollte. Unsere Liebe, mein theurer Eduard, konnte uns nie ein anderes Glück gewähren, als daß sie uns zu allem Guten, Rechten und Großen tüchtiger macht, wie es uns mein guter Großvater so schön und wahr erklärte, als wir ihm dieselbe zum erstenmal eingestanden."

„Ich verstehe Euern Großvater nicht, meine Freundin", sagte Eduard heftig, im Zimmer auf- und abgehend. „Er schien einer Neigung nicht zu zürnen, die er selbst eine natürliche und unwillkürliche nannte. Mußte ich da nicht hoffen, daß er endlich ohne Zorn Euch gestatten würde, die Schritte zu thun, die es uns möglich machten, einander vor Gott und der Welt anzugehören? Muß ich den Greis nicht für falsch halten, der anfangs die Neigung zweier Menschen segnend begünstigt und dann Euch zwingt, einem Andern anzugehören?"

Rahel schüttelte schmerzlich den schönen Kopf. „O, wie wenig, Eduard, hast du meinen Großvater, diesen echten Weisen, diesen wahrhaft Frommen verstanden. Das kann indeß jetzt nichts in

unsern Verhältnissen, unsern Pflichten ändern. Die Trennung fürs Leben ist unwiderruflich und Gott wird Jeden von uns stärken, sie mit Muth und Würde zu ertragen. Ich werde nicht aufhören, mein theurer Freund, für dich zu beten, und solange mein Herz schlägt, wird es dein mit Liebe und Theilnahme gedenken, aber ich werde selbst den Thränen Widerstand zu leisten suchen, die meine tiefe Sehnsucht nach einem Glück, das meine Pflicht mir verbietet, den Meinen verrathen könnten. Gott segne Sie, Eduard Bergenau, edelherziger, trefflicher und gütiger Freund. Gott segne Sie, und lassen Sie uns jetzt einem Gespräch ein Ende machen, das nichts anderes sein kann als ein herzlicher Abschied, gehen Sie, rufen Sie selbst die Meinen zurück, und zeigen Sie meinem Verlobten, daß Sie an Edelmuth, Rechtschaffenheit und Vertrauen, ihm in keiner Weise nachstehen."

Eduard mußte fast mechanisch den Worten Rahel's Folge leisten. Der Blick dieses Mädchens, jedes Wort derselben übte einen eigenthümlichen zauberhaften Einfluß auf ihn aus, und in ihrer Gegenwart fühlte und erkannte er nicht nur die Nothwendigkeit und Unabwendbar-

keit der Trennung, er erkannte auch in vollkommener Klarheit die Seelenhoheit Rahel's, die ohne Klage, ja mit Freudigkeit ihre Pflicht erfüllte.

Herr Sidreh reichte dem Jünglinge die Hand, als er bleich wie ein Marmorbild in das Zimmer trat, wo Rahel's Familie den Ausgang dieses Gesprächs erwartete.

Frau Deborah hatte heftig geweint und Doctor Salomon ging mit ruhigen Schritten auf und ab, von Zeit zu Zeit mit einigen Worten seine Tochter tröstend.

„Weine nicht, Deborah, daß deinem Kinde der Schmerz dieses Abschieds nicht erspart werden konnte", sagte er sanft und gefaßt. Solch ein Abschiedsweh ist der Moment, in dem man die Kugel aus der Wunde zieht. Es ist auf Leben und Sterben, der Leidende kann sich verbluten, er kann es; übersteht er aber die grausame Pein, so ist die Möglichkeit einer gänzlichen Heilung vorhanden, nur eine kleine Narbe bleibt, wenn Zeit und Sorgfalt walten, da wo jetzt allen Adern das rothe Herzblut entströmt. Gott ist groß!"

„Ach, mein Vater, mein Vater!" rief die weinende Mutter, „warum mußte sie, die Sanfte,

Schuldlose, sie die fromme und gehorsame Tochter, diese Familie kennen, diesen christlichen Jüngling lieben lernen? Warum ihr all dies Weh, alle diese Schmerzen, diese Selbstüberwindungen? Konnte sie nicht wie tausend Andere in Frieden mit ihrem jungen Herzen, ihren ehrenwerthen Gatten finden und ihm fröhlich folgen? Warum muß sie leiden? Was hat sie verschuldet?"

„Sprichst du doch, meine Tochter, so thöricht, als wärst du selbst noch ein Kind. Warum sie leiden muß? Muß nicht Jeder von uns leiden, Einer auf diese, der Andere auf jene Art? Seelenkämpfe, die der edeldenkende und pflichttreue Mensch durchkämpfen muß, sind nichts anderes als nothwendige, nützliche und höchst segensreiche Uebungen seiner moralischen und intellectuellen Kraft. Deine, unsere Rahel, ist ein von Gott zu Großem berufenes Weib, darum muß sie in der Jugend ihre Kräfte üben im Kampfe mit den Wünschen und Gefühlen des Herzens. Wie? Ist nicht dieser Mann, Herr Lemuel Sidreh, einer der weisesten, gelehrtesten und besten Männer unsers Volkes? Und sie ist ihm zur Gattin bestimmt und soll an seiner Seite ein leuchtendes Vorbild für alle Weiber werden. Was hat sie

gelernt, um dies sein zu können? Die Bibel lesen in vier verschiedenen Zungen! Aber das können noch Viele außer ihr; oder den Haushalt führen, mit der Nadel und der Spindel arbeiten? Das können alle Weiber unsers Volks; oder verständig sprechen und urtheilen über die Dinge und Vorfälle des Lebens? Das können wenigstens Einige; alles Das ist noch nichts, was sie einer hohen Auszeichnung werth macht; aber ihr Herz überwinden, das Rechte thun, wie schwer es auch dem Gefühl, das sich nach Glück sehnt, werden mag, das können nur Wenige, sehr Wenige, und wenn sie es gelernt hat, wenn sie ihre jugendlichen Kräfte geübt hat in der Selbstüberwindung, dann kann sie weiter fortschreiten auf der Bahn zu allem Großen und Guten und wird sich einst als Die zeigen, welche zu werden sie berufen ist."

Eduard war bei diesen Worten des Greises, den er seit Jahren hoch verehrte, eingetreten.

Der Jüngling hatte die Reise zu der Familie seiner Geliebten mit dem bittern Gefühl im Herzen gemacht, daß man ihn getäuscht, ihm Unrecht gethan habe, er hatte das Haus mit Zorn und Unmuth betreten, ein Andrer als er sonst gewe-

sen, aber sicherlich nicht ein Besserer. Das Gespräch mit Rahel hatte ihn von Neuem auf den Standpunkt gehoben, auf dem er stehen mußte, um sich wie sonst ein geliebtes und geehrtes Mitglied der ungewöhnlichen und von ihm stets so hochgeehrten Familie, zu fühlen, unter deren Dach er sich befand. Er neigte sich wie sonst in kindlicher Ehrfurcht vor dem Greise, und drückte die Hand, die dieser ihm entgegenstreckte, an sein Herz.

„O, mein Vater, mein Vater! Mein theurer Freund und Lehrer“, rief er und die Thränen rannen warm auf die vom Alter gebleichte Hand. „Wie werde ich diese Trennung, diese Gewißheit und Unwiderruflichkeit meines Verlustes ertragen?“

„Wie ein Mann, der Sie schon waren, Eduard Bergenau, als Sie den Jahren nach noch kaum dem Knabenalter entwachsen; wie auch wir sie tragen werden, meine Tochter und ich, als Etwas, das Gott der Herr befiehlt durch die Stimme von Verhältnissen und Pflichten. Was wollen Sie, mein Sohn, würden Sie sich auf die Dauer wohl und glücklich fühlen, wenn Sie den Leuten, die Ihnen vertrauten und Sie liebten die Tochter geraubt hätten? Würde meine hochherzige und fromme Rahel Ihnen Das sein,

was sie Ihnen jetzt ist und für die Dauer Ihres Lebens bleiben wird, wenn sie sich Ihnen rückhaltlos in die Arme würfe, und um der Leidenschaft willen die Pflichten der Tochter, die Gebote ihres Glaubens mit Füßen träte? Das junge Menschenherz ist nur zu sehr geneigt, sein eignes Fühlen, Hoffen und Wünschen als das Triebrad des ganzen Lebens, als den Mittelpunkt des moralischen Weltalls anzunehmen und zu fodern, daß sich Verhältnisse und Umstände nach demselben richten sollen. Erden wandeln um Sonnen, und Monde umwandeln die Erden, mächtige Kometen ziehen am Himmel auf und nieder und ein stilles, ewiges Gleichgewicht herrscht unabänderlich in dem großen und schönen Weltall. Durch dies Gleichgewicht, das sich erhält, weil jeder einzelne, auch der kleinste Stern im Weltenraum seine angewiesene Bahn ohne Wanken und Irren wandelt, wechselt Tag und Nacht, Frühling und Winter, es blühen die Bäume und es fällt der Schnee auf Erden. Die Welt ist nur schön, weil sie gesetzmäßig ist. Wenn ein Stern sein Haupt herausdrängen und dahinstürzen wollte, wo ihm mehr Licht, mehr Glanz zu Theil werden könnte, so würde das All zusam-

menbrechen und das alte Chaos wiederkehren. Es ist nicht anders in der moralischen Welt. In seiner Bahn, wie dunkel und kalt dieselbe auch sei, muß Jeder von uns bleiben, dann entwickelt sich aus dem Gesetzmäßigen das Gute und Schöne in natürlicher Folge. Nur ausharren im Recht und das Glück wird erblühen, so gewiß als aus dem unabänderlichen Wandel der Erde um die liebe Sonne, Frühling und Winter und alle Herrlichkeiten und Pracht der Natur entstehen und erwachsen.

„Mein Vater, mein theurer Freund", sagte Eduard Bergenau, indem er in heißem Schmerz seine überströmenden Augen auf Doctor Salomon's Schulter legte, „Sie sind ein Greis, die Wünsche, das ach, so brennende Verlangen des jugendlichen Herzens nach Glück und Liebe, liegen hinter Ihnen, Sie können nicht mehr den Schmerz fühlen, der hier in meinem Herzen wühlt, das Leben liegt so lang vor mir, ach, so öde und hoffnungslos."

„Ich bin ein Greis", entgegnete der Alte liebreich, „die Schmerzen der Leidenschaft liegen hinter mir; aber auch Sie, mein junger Freund, werden einst alt sein und dann werden diese

Stunden der Selbstüberwindung, diese schmerzvollen Kämpfe, die Sie jetzt bestehen und die Ihnen der Anfang steter Leiden scheinen, der Anfang einer neuen Glücks- und Bildungsepoche Ihres Lebens geworden sein. Ist denn die Liebe zum Weibe das einzige Gut, was das Leben zu bieten hat? Kunst und Wissenschaft sind Besitzthümer, welche die Liebe entbehrlich machen und Eduard Bergenau hatte einst auch noch andere Wünsche als nur zu den Füßen eines schönen Weibes zu sitzen. Ich hoffe es zu erleben, daß die Stimme des Ruhms den Namen meines jungen Freundes auch in jenen fernen Gegenden nennt, wo meine Tochter walten wird, wie vor ihr ihre Ahnfrauen walteten, und wenn die Jahre ihr Haupt versilbert haben, wird sie noch mit Stolz und Freude denken dürfen: dieser Mann, der des Guten und Schönen soviel geschaffen, war der Freund meiner Jugend!"

„Sie soll es können", entgegnete Eduard mit Würde, „der Schmerz kann mein Herz ermatten, meine Kraft soll er nicht lähmen, meinen guten Willen nicht niederdrücken. Sie haben recht, mein Vater, es gibt noch etwas Erstrebenswerthes außer der Liebe."

„Noch Vieles, junger Mann", sagte Herr Lemuel Sidreh, indem er dem Jünglinge die Hand bot, „auch die Achtung der Guten ist ein großes und schönes Lebensglück; wie Sie sich der meinen werth gezeigt, so werden Sie mich in allen Zeiten der Ihrigen werth finden, und der Jugendfreund meiner Gattin wird zu allen Zeiten auch mein Freund sein, wenn er mich dessen werth hält."

„Gott segne Ihre Ehe!" rief Eduard aus tiefster Herzensfülle und Frau Deborah flüsterte leise: „Amen!"

Elftes Capitel.

Zu derselben Stunde, als Eduard Bergenau unter den Augen seines greisen Freundes den herbesten Kampf bestand, den das jugendliche Herz bestehen kann, saß Benno Dubois in seinem eleganten Zimmer und packte Goldstücke in eine zierliche Börse.

Dreißig, vierzig, funfzig, sechzig zählte er dabei laut und sagte dann mit einem Lächeln, das seinem jugendlichen Gesicht durchaus nichts Freundliches gab: Für Geld hat man Alles, sogar Liebe und Ruhm, bei Gott! Zehn Friedrichsdor an die Redaction und die prächtige Erscheinung wird gepriesen nach Gebühr, und mir dankt sie den Erfolg, nach dem sie sich so gewaltig sehnt.

Er klingelte. Der alte Walter erschien, geschniegelt wie immer, und fragte nach seines jungen Herrn Befehl.

„Ich will ins Theater, laß vorfahren, schnell!“

Was er nur da wieder haben mag, dachte der Greis, indem er hinabging, um den Wagen zu besorgen, alle Tage eine andere Tollheit, die ihn plagt, der schöpft einen Brunnen voll Geld aus, soviel steht fest. Des Schauspiels wegen geht er auch sicherlich nicht in das elende Theater, das er selbst nie genug schlecht machen konnte, wenn er sonst davon sprach. Da ist jedenfalls wieder ein Frauenzimmer im Spiele. Will mich doch durch den Augenschein überzeugen, was da los ist.

Einige Minuten darauf trat er mit seinem gewohnten ruhigen Gesicht bei seinem Herrn ein und sagte:

„Es ist vorgefahren; aber, Herr Benno, würden Sie mir heute auch wol erlauben, das Theater zu besuchen?“

„Immerhin, Alter, du wirst, wenn nicht mehr, doch ein hübsches Weib heute Abend zu sehen bekommen, Madame Laubach-Heimfeld, die Primadonna, welche heute die Desdemona singt.“

Also die, dachte der Greis.

Dubois schlug ihn auf die Schulter und sagte gutmüthig:

„Fahre mit, Walter, das Wetter ist rauh und deine Beine sind auch nicht mehr so jung als zur Zeit, da du mich darauf reiten ließest.“

„Sie waren schon damals nicht mehr die jüngsten“, entgegnete der Diener, „aber ich danke schön, junger Herr, es würde sich doch nicht schicken, wenn ich sozusagen in Ihrer Gesellschaft ins Theater führe.“

„Auch gut, du alter Narr, so nimm denn meinen Mantel, setze dich und halte ihn pflichtschuldigst auf den Knien, der Kutscher soll ihn hernach zurücknehmen und du gehst an den Theaterplatz, der deiner Weisheit genehm und schicklich erscheint. Sorge auch dafür, daß der Kutscher zur rechten Zeit vor dem Theater hält, um mich abzuholen.“

„Zu Befehl, Herr Dubois.“

Das Theater einer Mittelstadt ist nicht selten die Pflanzschule von Talenten, die später auf andern Bühnen zu großem Ruf gelangen. Gewöhnlich betreten Anfänger die Breter, welche die Welt bedeuten, zuerst an kleinen Orten, und Jugend ist daher meistens ein unbestreitbarer Vorzug der Bühnenköniginnen an denselben.

Anders war dies bei Madame Laubach-Heim-

feld. Die Dame war nicht mehr jung, auf der Bühne aber eine wahrhaft bezaubernde Erscheinung und ihre Stimme, obwol hörbar durch Krankheit gebrochen, besaß allen Reiz, den Schule und seltene Ausbildung verleihen können.

Benno Dubois horchte den Tönen mit wahrem Genuß und seine glänzenden Augen suchten beharrlich den Blick der Künstlerin. In den Zwischenacten eilte er auf das Theater.

Man kannte den reichen jungen Mann dort sehr gut und ließ ihn achtungsvoll auch an Orten passiren, wosonst der Regisseur sein wichtiges: Zurück! ertönen zu lassen pflegt.

Madame Laubach-Heimfeld, eine schlanke Frau, von ungemein ebenmäßigem Wuchse, stand in ihrem Kleide von schwarzem Sammet mit Goldstickerei, das schöne blonde Haar aufs passendste arrangirt, an eine Coulisse gelehnt und drückte matt die Hand auf die Brust.

„Sie leiden wieder, gnädigste Frau", sagte Dubois, sich zu ihr drängend, „mein Gott wie schrecklich ist das, was befehlen Sie, das zu Ihrer augenblicklichen Erquickung herbeigeschafft werden soll."

„Geben Sie mir ein Glas warmes Zucker-

wasser, Herr Dubois, das Singen ist mir noch nie so schwer geworden als heute, ich glaube, ich sterbe", sagte die Sängerin.

„Mein Wagen steht zu Ihrem Befehl, gnädigste Frau, es ist feucht und unangenehm, und ich denke, Sie werden mir heute gestatten, Sie nach Hause zu begleiten."

„Ich danke Ihnen, Herr Dubois, mein Haus würde Ihnen nicht gefallen, es ist eben nicht für einen verwöhnten reichen Herrn."

„So fahren Sie mit zu mir, heute Abend, es wird Ihnen gut thun, sich noch eine Stunde zu erholen und zu zerstreuen, ehe Sie nach Ihren Anstrengungen sich zur Ruhe begeben."

„Ich danke Ihnen, Herr Dubois, mir ist im Bett am allerwohlsten, wenn ich gesungen habe. So, geben Sie mir das Zuckerwasser und — und halten Sie mir ein wenig den Kopf, ich habe Schwindel, ich fürchte, ich falle zu Boden, Gott, es dreht sich Alles mit mir herum. Sagen Sie, kennen Sie hier eine reiche, vornehme Dame, die Räthin Wender?"

„Gewiß, gnädigste Frau, doch wie ist Ihnen jetzt?"

„Etwas besser; die Räthin habe ich auch

gekannt, sie war ein hübsches, gewandtes Mädchen und hat ihr Schäfchen aufs Trockene gebracht."

In diesem Augenblick ertönte die Klingel vor dem Beginn des neuen Acts.

Madame Laubach-Heimfeld horchte wie das Schlachtroß auf die Fanfare zum Angriff, schüttelte die Mattigkeit aus den Gliedern, hob den schönen Kopf und sah im nächsten Moment jung und schön genug aus, um Mohren und Weiße rasend zu machen.

Dubois betrachtete sie aus der Coulisse mit gespanntem Blick.

Ich möchte nur wissen, was in diesem Weibe, das so gewöhnlich spricht und dessen Schönheit offenbar so unecht ist, wie die Edelsteine, die sie trägt, für mich Anziehendes liegt. Sie ist in der That eine Künstlerin, das kann man nicht bezweifeln; aber sie ist, wenn sie nicht spielt, ein so ganz anderes Geschöpf als auf der Bühne. Ha, da kommt sie.

Madame Laubach-Heimfeld schritt auf Othello's Arm gestützt aus den Coulissen hervor und flüsterte diesem ins Ohr:

„Mein Gott, Herr Binder, der junge Mensch ist noch nicht fort, was ist er denn eigentlich?"

„Der reichste Grundbesitzer in Preußen, der

Enkel einer Fürstin und der Sohn und Erbe eines Börsenkönigs."

„Du lieber Heiland, mir muß das Glück immer zu spät kommen, wenn ich jung und gesund wäre, da ließe sich noch etwas machen, jetzt aber —"

„Ist er in Sie verliebt?"

„Ganz rasend, scheint es mir. O, Jesus, meine Brust, Herr Binder, lassen Sie das Orchester nicht so sehr laut accompagniren, ich dringe heute Abend nicht mehr durch mit der Stimme, es ist mir eine Ader in der Brust gesprungen, ich fühle es ganz genau und mein Tuch ist auch voll Blut, so wie ich es nur an den Mund führe."

„Ich werde den Musikdirector darauf aufmerksam machen; aber Sie sollten nicht singen, Madame, wenn Sie so angegriffen sind."

„Wenn nur mein Knabe dann auch nicht essen wollte, da wäre es gut, Herr Binder, oder wenn mir nur Jemand ein Tischchendeckedich oder hunderttausend Thaler schenken wollte."

„Nun Sie haben ja einen reichen Anbeter."

„Er ist fast noch ein Knabe, da sind Eltern und Vormünder, ich habe nicht Lust Unannehmlichkeiten mit Gott weiß wem zu bekommen."

„Der junge Dubois ist ganz selbständig und gibt, ja wirft das Geld mit vollen Händen weg, sein einziger Vormund und Aufseher ist der schöne Husar, der Ihnen neulich so auffiel.“

„Das klingt ja märchenhaft, in unsern Zeiten, ein so junger Mensch, der reelles Geld hat —“

„Ist darum nicht minder wahr; halten Sie den Vogel fest, Madame, er legt goldene Eier.“

„Wenn ich nur noch Kraft und Lust zum kokettiren hätte“, sagte die Sängerin und ließ sich matt auf einen Stuhl fallen, den Dubois für sie herbeigeschafft, der nun augenblicklich wieder an ihrer Seite stand.

„Sie fragten vorhin nach der Räthin Wender, gnädigste Frau, sehen Sie die Dame dort in der Loge rechts, die den Hut mit der weißen Feder und den braunen Sammetmantel trägt, das ist sie.“

„Sie ist noch ziemlich schön, die Anna Preuß, jetzt Räthin Wender. Ich habe sie gekannt, als sie noch keine Sammetmäntel trug und herzlich froh war, wenn meine Mutter ihr ein getragenes Kleid von mir schenkte. Das Rad des des Glücks rollt!“

„Würde es Ihnen angenehm sein, wenn ich

Sie der Dame vorstellte, gnädigste Frau, ich habe Zutritt bei ihr, da ich von meiner Großmutter sehr warm an sie empfohlen worden."

„Ich danke!" entgegnete die Sängerin, „ich mag keine Bekanntschaften aus frühern Zeiten wieder anknüpfen, die reiche Dame erinnert sich schwerlich gern daran, daß sie einst ein armes Mädchen war."

„Die Räthin Wender ist eine eigenthümliche und ich glaube sogar eine großdenkende Frau."

„Sie hat eine Million Thaler, da ist man immer großdenkend."

„Habe ich das Glück und die hohe Ehre Sie heute Abend noch ein paar Stunden im Hotel de Berlin bewirthen zu dürfen, gnädige Frau?"

„Wenn Herr Binder mitkommt, meinethalben."

„Seine Zusage habe ich schon; mein Wagen steht zur Disposition der Herrschaften."

Madame Laubach-Heimfeld mußte von neuem auf die Bühne und sang und spielte ihre Partie bewunderswürdig.

Als der Vorhang gefallen und Dubois rasch über den Corridor eilte, um seinen Wagen zu bestellen, traf er Heiking, der im Parterre gewesen war, und rief ihm zu:

„Willst du mit mir und einigen Schauspielern zu Nacht speisen, Leo?"

„Meinethalben, Benno, ich bin mit solchem Künstlervolke immer gern zusammen, man ist da wie in einer andern Welt."

„Die Primadonna ist ein schönes Weib und eine große Künstlerin."

„Sie ist eine alte Frau, mag aber hübsch gewesen sein, doch über den Geschmack soll man nicht streiten."

Einige Minuten später war in dem elegantesten Zimmer des ersten Gasthofes der Stadt die kleine Gesellschaft versammelt.

Madame Laubach-Heimfeld trug das schwarze Sammetkleid, das sie als Desdemona getragen, auch ihr blondes Haar war noch antik arrangirt und mit weißen Perlen durchflochten. Sie hatte sich von der Schminke gereinigt und auf ihren eingefallenen Wangen brannte hektische Röthe, während die großen dunkelbraunen Augen jenen wunderbaren Glanz zeigten, der dem Blick schwindsüchtiger Personen eigenthümlich ist. Sie stand mit Herrn Binder am Fenster und betrachtete die Arrangements der Kellner, welche Dubois' leisen Befehlen gehorchend, ab- und zugehend, Champagner

in Eis, und Rothwein hinter den Ofen setzten, einen Tisch für vier Personen deckten, Torten, Confituren und Obst zum Nachtisch auftrugen.

„Die Geschichte kostet dem jungen Manne hundert Thaler“, flüsterte die Schauspielerin ihrem Begleiter zu. „Er wirft sie weg und denkt sich nichts dabei, wenn ich aber diesen Theaterputz ablegte und krank und elend, wie ich bin, vor ihn hinträte und sagte: Mein Herr, Sie sind reich, jung, unabhängig, ich bin arm und habe ein verkrüppeltes Kind daheim, mit hundert Thalern könnte ich zwei Monate gut leben und mich und das arme Kind pflegen, da würde er mich als eine tolle Bettlerin behandeln und durch seinen Lakeien zur Thür hinauswerfen lassen.“

„Wol möglich“, entgegnete der Tenorist, „verdenken Sie ihm das auch nicht, das Vergnügen und die Eitelkeit sind mächtige Beweggründe, sich von dem Liebsten, was man hat, von seinem schönen lieben Gelde zu trennen. Dieser Jüngling geht künftiges Jahr nach Paris, da wird er erst lernen, das Geld zum Fenster hinauswerfen und möglicherweise kommt auch für ihn eine Zeit, wo er die Bitterkeit der Armuth kennen lernt. Ein Mensch, der nichts erwirbt, kann auch mit

einem ungeheuren Vermögen fertig werden, ehe man sich's versieht."

Man setzte sich zu Tische. Madame Laubach-Heimfeld saß zwischen Heiking und Dubois, sie sprach wenig, aber sie aß viel und trank Champagner.

Benno begann von Musik zu sprechen, sie ging nicht darauf ein, von dramatischer Kunst, sie lachte verächtlich, von ihrer Schönheit, sie sah ihn durchdringend an.

„Vor zwanzig Jahren", sagte sie dann, „da war ich ein schönes Geschöpf, schön und talentvoll, das einzige Kind einer Sängerin von Ruf, die aber wie ich an der Schwindsucht litt. Spontini's Opern, die damals Mode waren, brachten sie um. Hätte sich zu jener Zeit ein Wohlthäter gefunden, der mir soviel Geld geschenkt als etwa Ihr heutiges Souper kosten mag, so hätte ich Musik studiren und eine große Sängerin werden können. Wie die Sachen aber standen, ging ich auch ohne weitere Ausbildung auf das Theater, das zu jener Zeit auch Anna Preuß betreten hatte. Ich verliebte mich, war aber dumm und unerfahren, und es ging mir wie Tausenden vor und nach mir. Das göttliche

Gefühl der Liebe, das alle Dichter so preisen, das man wo möglich zum Schwerpunkt des Weltalls machen möchte, das war mein Verderben. Anna Preuß war klug, sie verkaufte sich an den Meistbietenden. So sind denn unsere Lebenswege sehr verschieden gewesen, sie ist eine vornehme, hochgeachtete Dame, ich bin ein zu Grunde gegangenes Talent. Geben Sie mir noch ein Glas Champagner, Herr Dubois, wenn ich bitten darf."

Dem jungen Manne war in der Gesellschaft der schönen Dame durchaus nicht behaglich. Der Abend schien sich ganz anders zu formen, als er gehofft und erwartet. Madame Laubach-Heimfeld erschien ihm wie ein Gespenst und ihre wilden und unheimlichen Reden ließen schneidende Mistöne in seiner Seele erklingen.

Anders war es bei Heiking. Der Husar hatte den Worten der Sängerin mit höchstem Interesse gelauscht und seine großen dunkeln Augen hingen gedankenvoll an dem feinen und charaktervollen Gesicht derselben.

„Sie haben recht, Madame, vollkommen recht", sagte er, während sie den Schaumwein über die glühenden Lippen fließen ließ und den schönen Mann unverwandt anblickte. „Etwas

Geld zur rechten Zeit dem Nothleidenden gegeben, würde nicht selten das ganze Leben desselben anders gestalten, und was Sie von der Liebe sagen, ist auch wahr. Kein Mann ist dankbar für Frauenliebe, keiner, ich nehme mich auch nicht aus, obgleich ich noch nicht der schlechteste bin. Was wollen Sie, ein Mann weiß auch gar nicht die Opfer zu beurtheilen, die eine Frau ihm bringt, noch die Kämpfe zu würdigen, die sie besteht. Da sah ich vorgestern den «Faust» von einem gewissen Herrn von Goethe, ein schönes Stück, bei Gott, es hat mir ordentlich das Herz gepackt. Wie das Gretchen der Mutter einen Schlaftrunk mischt, um den Geliebten zu sehen, und wie sie hernach dazu kommt, ihr Kind ins Wasser zu werfen, es ist wahr, es ist bei Gott wahr! Das Elend, die Gewissensbisse und Alles bleibt den Frauen. Wenn es nach Liebesgeschichten zu Mord und Verzweiflung kommt, so bleiben die Frauen in der Patsche stecken, während die Männer davongehen, unbeschädigt an der Ehre und selbst am Gewissen. Man kann sein lebenlang darüber nachdenken und sinnt nicht aus, warum das so sein muß. Wenn ich ein König wäre, eine Kindesmörderin ließ ich niemals richten, immer den

Vater des Kindes. Ein Glück nur, daß jetzt durch Findelhäuser und dergleichen dem Kindesmord etwas gesteuert wird."

Frau Laubach-Heimfeld war bei diesen letzten Worten des Husaren bleich wie die Wand geworden und dann stiegen die Wellen des Blutes mit wilder Gewalt wieder vom Herzen zum Haupte empor, sie führte ihr Tuch an die Lippen, aber die dünne Hülle konnte nur einen Moment den Anwesenden verbergen, daß ein Blutsturz, mit gefährlicher Heftigkeit überhand nehmend, die kranke Frau möglicherweise in wenigen Minuten an die Pforten des Grabes führen konnte.

Dubois stand leichenbleich und wie im Fieber zitternd neben dem Sopha, auf das man die Leidende in Eile gelegt. Herr Binder, der Tenorist, nahm seinen Hut und sagte:

„Ich will in die Wohnung der Dame laufen und einmal nachsehen, ob ich dort Jemanden finde, der ihr in solchen Fällen beizuspringen versteht."

Heiking war eilig fortgelaufen, den nächsten Arzt zu holen. Die Wohnung des Doctor Salomon war dem Husaren von früher her wol bekannt, dort zog er die Klingel und weckte die

Familie, die nach einem Abend voll Aufregungen eben erst die Erquickung des Schlafes zu genießen begann.

Das erste Geschäft des jüdischen Arztes, als er sich der Leidenden gegenüber befand, war die Entfernung Dubois', der noch nicht von ihrer Seite gewichen war und mechanisch in das Nebenzimmer ging, wo er sich auf einen Stuhl niederfallen ließ und entsetzt nach der Thür starrte, hinter welcher der Tod mit bleicher Hand sein Amt verwaltete.

Einige Augenblicke darauf zog der Doctor den besonnenern Heiking in einen Fensterbogen.

„Diese Frau stirbt aller Wahrscheinlichkeit nach in wenigen Stunden, vielleicht in wenigen Augenblicken. Wenn Sie mit ihr befreundet sind, so treffen Sie Anstalten für den Fall ihres Todes."

„Ich kenne sie ganz und gar nicht", entgegnete der Husar ernst, „ich bin zum erstenmal in meinem Leben mit ihr in Gesellschaft."

„Hat sie Kinder?" fragte der Arzt.

„Ich glaube", entgegnete Heiking.

„Hat sie gar keine Freunde hier am Orte, keine nähern Bekannten, die sich ihrer annehmen würden?"

„Sie sprach von der reichen Räthin Wender als von einer Jugendbekanntschaft.“

„Die Dame ist ebenso wohlthätig als reich“, sagte Doctor Salomon, „eilen Sie, mein Herr, rufen Sie die Räthin an das traurige Sterbelager, sie wird sicherlich etwas für die Hinterlassenen thun.“

Leo warf sich in den jetzt bereitstehenden Wagen und hielt nach einigen Augenblicken vor dem schönen Hause der Räthin.

Er klingelte, aber lange, seltsam erwartungsvolle Minuten vergingen, ehe die schwere Eichenthür des alten Patricierhauses sich endlich öffnete und dem Husaren den Eintritt in einen sehr hohen Flur gestattete.

Ein junges, sehr hübsches Mädchen trat ihm hier mit einer brennenden Lampe entgegen, deren Licht von den mit Porzellanfliesen ausgelegten Wänden seltsam widerstrahlte.

„Ich muß die Frau Räthin Wender sprechen“, sagte Heiking und sein Auge musterte die Gestalt des reizenden Wesens.

Ich träume wol, dachte er, oder ich bekomme Nervenzufälle wie ein bleichsüchtiges Mädchen, das junge Frauenzimmer, auf dessen Gesicht das

Licht der Lampe so hell scheint, sieht meinen geblendeten Augen gerade so aus, wie das arme sterbende Weib, von dem ich eben komme.

„Das ist wol keine Zeit, in das Haus einer Dame zu dringen und eine Unterhaltung mit ihr zu verlangen", entgegnete das Zöfchen; ich fürchte, Sie kommen von einem Trinkgelage, mein Herr, und denken sich einen Scherz zu machen, den Sie indeß doch, wenn Sie ausgeschlafen haben werden, bereuen dürften."

„Mein schönes Fräulein", sagte Heiking, „ich komme von einem Sterbebett, ein Arzt schickt mich und ich will die Frau Räthin auffodern, ein Werk der Barmherzigkeit an einer Fremden zu thun."

„Warten Sie, mein Herr", sagte Dorchen, ich gehe, um mit meiner Herrschaft zu sprechen."

Sie stellte die Lampe auf einen Tisch und deutete auf einen großen altväterischen Lehnstuhl daneben, während sie selbst flink wie ein Vogel die Treppe hinaufeilte.

Oben im reizenden Boudoir der Madame Wender verbreitete der Ofen eine angenehme Wärme. Auf dem Nachttisch brannte eine Porzellanlampe, deren antike Form dem Zimmerchen

zur besondern Zierde gereichte. Der ganze Raum athmete Ruhe und Behagen. Obgleich Anna hier wie überall nur kurze Zeit weilte, so war dies der Ort, an dem sie den Traum ihrer Ehe durchlebt hatte, und bedeutsame, ihr heilige Erinnerungen knüpften sich daher für sie an denselben.

Ganz in der Tiefe des mehr langen als breiten Zimmers stand von einem Gewölk von Mousselin umgeben, das Bett der reichen Dame. Das durch einen Schirm gedämpfte Licht der Lampe überstrahlte es mit einem leichten röthlichen Reflex und zeigte die blendend weißen Kissen, die reich gestickte Decke und das schlummernde Haupt Anna's, um dessen dunkle Haarfülle sich die Spitzen des Nachthäubchens kräuselten.

Die Räthin schlief fest und tief, sie lächelte im Schlafe als Dorchen an ihr Bett trat. Sie sah so heiter, gut und schön aus, daß es dem Mädchen recht leid that, die geliebte Herrin zu wecken. Es mußte indeß geschehen, Dorchen kannte ihre Gebieterin zu lange, um nicht zu wissen, daß eine Auffoderung an das Sterbebett eines Unglücklichen zu treten, für sie wie ein göttlicher Befehl sei. Sie legte daher ihre Hand leicht auf die der Schlafenden und sagte: „Anna!“

Der Ruf des Vornamens ermunterte die Schläferin am leichtesten.

„Ich komme, ich komme gleich, gnädige Frau", antwortete die Träumende und richtete sich rasch im Bett empor, durch diese Bewegung zugleich den Schlaf von sich schüttelnd. „Mein Gott, Dorchen, du bist es, liebes Kind, wie seltsam! Du hast mich aus einem eigenthümlichen Traume geweckt! Wahrhaftig, Zeit und Raum existiren nur für den Körper, die Seele kann sich von ihren Fesseln befreien, das beweisen die Träume. Ich war wieder jung, mein Kind, ein armes junges Mädchen. O Gott! ist es denn möglich, daß man so ganz, so ganz und gar zurückkehren kann in Zeiten, die vergangen? Mein jetziges Dasein hatte für mich nie existirt, alle Verhältnisse, in denen ich seit langen Jahren gelebt, mein Traum hatte sie hinweggewaschen, mit Wasser aus dem Strome der Vergessenheit. Ich trat in das Haus derjenigen Person, die mir eigentlich die höchste Wohlthat in meinem Leben erwiesen hat."

„Sie träumten von der berühmten Sängerin, von der Sie sagen, daß ich ihr so gleiche, gnädige Frau?"

„Ja, Dorchen, sie rief mich, die gute und milde Freundin, und sagte zu mir: »Vergiß nicht, Anna» — es war etwas Wichtiges, Schönes, das sie mir aufgetragen, ich freute mich, es zu thun und lief mit der Eile und Leichtigkeit eines sechzehnjährigen Mädchens, da riefst du mich, deine Stimme hat auch in Wirklichkeit mit der ihrigen einerlei Klang und in meinem Traum war mirs, als riefe meine Wohlthäterin mich zurück, um mir noch etwas zu sagen, und über die Eile und den Eifer sie anzuhören bin ich erwacht. Wie schade nur, wie sehr schade, daß ich den Auftrag nicht weiß, den sie mir gegeben."

„Frau Räthin", sagte das Mädchen, „man ruft Sie an das Sterbebett einer kranken Schauspielerin, ein Wagen steht vor der Thür und ein Husarenoffizier oder dergleichen, wartet in der Hausflur, um Sie nach einem Gasthof zu führen, wo die Unglückliche von einem Blutsturze befallen worden ist."

„Ich bitte um Verzeihung, meine Damen", sagte Heiking, der in diesem Augenblick die Thür öffnete, mit tiefer Stimme, „Noth hat kein Gebot, es handelt sich um eine Sterbende und vielleicht können einige Minuten, die wir mit Compli-

menten verbringen, die unglückliche Frau bereits zur Leiche gemacht haben. Wenn es daher der Frau Räthin beliebt, der Aermsten beistehen zu wollen, so ist keine Zeit zu verlieren, entschuldigen Sie! —"

„Ich komme in zwei Minuten, mein Herr", sagte Anna Wender, einen erstannten Blick auf die prächtige Männergestalt werfend, die aufrecht wie eine Säule und in ebenso antiker Schönheit einen Augenblick in der Thür ihres Schlafzimmers stand, welche Heiking im nächsten bescheiden wieder zudrückte, und sich mit klirrendem Schritt entfernte.

„Einen Pelz, Dorchen, eine Kapuze und Pelzschuhe", sagte Frau Wender, indem sie sich mit fliegender Eile ankleidete. Es dauerte nicht fünf Minuten bis die Dame gekleidet vor dem Boten stand, der sich mit bescheidenem Gruß vor ihr verneigte, und sie schweigend in den bereitstehenden Wagen hob, während er selbst sich zu dem Kutscher auf den Bock setzte.

Dorchen ordnete das Bett ihrer Gebieterin, besorgte warmen Thee für den Moment ihrer Heimkehr und setzte sich dann eingehüllt in eine warme Decke auf das Sopha, um diese zu erwarten,

aber siebzehnjährige Augen lieben den Schlaf und bald legte dann derselbe auch seinen weichen Schwanenfittig auf die Wimpern und auf das Herz des jungen Mädchens und bunte Träume trugen sie gaukelnd über Land und Meer.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.